



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 22.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage war Frau Ver-
rugas-Ballroden schon sehr früh auf-
gestanden und geschäftig.

Rosa hatte ihr versprochen, sie zum
Krankenhaus zu geleiten. Das Mädchen
schloß sich überhaupt merkwürdig der
Mutter Pauls an, sie ließ sie sozusagen
nicht aus den Augen und beobachtete sie
mit einer Ausdauer und Blicke, die mehr
an das Gesicht eines überwachenden Ge-
heimpolizisten als an die einer besorgten
Freundin mahnten. Man sah es Rosas
Augen und ihren gespannten Mienen an,
daß sie etwas plante und ihre Fürsorge
und Freundlichkeit mit einer geheimen
Absicht verknüpft war.

Zur festgesetzten Zeit fand sich die
Spanierin in dem Wohnzimmer ein, wo
Rosa ihrer schon wartete, und beide
Damen machten sich auf den Weg zum
Stadttrankenhause.

In diesem hatte Paul ein besonderes
Zimmer erhalten, einen freundlichen, gro-
ßen Raum mit einem gewaltigen Fenster,
zu dem jetzt ein winterlich hellblauer,
jedoch vielfach mit dichten weißen Dunst-
streifen verhüllter Himmel und die Kronen
entlaubter schwarzer Bäume hineinschau-
ten. Eine Krankenpflegerin saß am
Außende des Bettes und las in einem
Buche.

Paul hatte die Augen jetzt geöffnet,
sie sahen klar, verständig und aufmerksam
sich um. „Wie lange bin ich jetzt hier?“
begann er zu fragen.

Die Krankenwärterin erschraf bei der
plötzlichen Anrede. Sie blickte in die
Augen des Patienten und lächelte. „Zeit
vorgestern“, antwortete sie. „Ihr Kopf
scheint wieder ganz gesund zu sein. Sie
fühlen keinen Schmerz mehr dort?“ er-
kundigte sie sich.

„Es ist mir etwas dumpf und öde
darin, jedoch Schmerzen fühle ich keine,
nur in der Seite und am Arm,“ war
des Kranken Erwiderung.

Die Wärterin stand auf und zog eine
Klingel; wenige Augenblicke später trat
der Arzt ein. Er warf einen Blick auf
den Patienten und sprach weiter: „Nun,
mit der Erschütterung des Gehirns scheint
es auf gutem Wege zu sein, Sie schauen
ja ganz klar in die Welt. Wenn die
paar Rippen wieder angewachsen und der
Arm geheilt ist, können Sie so flott auf
Ihren Pferden tanzen wie früher.“

„Nun, das wird noch einige Zeit
dauern,“ meinte Paul.

„In zwei, drei Monaten etwa — wir
wollen sagen fünf, damit alles wieder



Ueber ein Stündlein. Originalzeichnung von R. Kögler.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühesten tröset ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,

Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
Aber spät sein Morgen grant.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag' ihm ab, dem thörigen Neid:
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Paul Hergst.

recht hübsch fest ist. Sie sind noch gut
weggekommen,“ schloß der Arzt.

Paul seufzte. „Hat niemand nach
mir gefragt?“ erkundigte er sich.

„Ja,“ antwortete jetzt die Wärterin.
„Eine Dame mit röthlichem Haar ver-
schiedenemal; es kostete viel Mühe, ihr
begreiflich zu machen, daß zu einem
Besinnungslosen niemand hineingelassen
wird. Dann war noch ein Schiffer da,
der Direktor Ferrini und hier eine Karte
für Sie.“ Und die Wärterin überreichte
ein Blättchen mit Ernestinens Namen,
worunter stand: „Eine tiefteilnehmende
Freundin“.

Paul schaute lange auf die Karte,
dann legte er sie vor sich hin.

„Der Direktor Ferrini war auch
mehrmals da und verschiedene Zirkus-
mitglieder,“ berichtete die Wärterin, „auch
der Staatsanwalt, der gewünscht hat,
sofort benachrichtigt zu werden, wenn Sie
zu Bewußtsein gekommen sind.“

„Sie fühlen sich doch so kräftig und
klar, einige Fragen beantworten zu kön-
nen?“ stellte jetzt der Arzt an Paul die
Frage.

„Vollkommen,“ erwiderte Paul. „Die
Dumppheit in meinem Kopf beginnt im-
mer mehr zu weichen.“

„Ja, Sie haben ein vortrefflich fest-
stehendes und für dergleichen Unfälle,
scheint es, ein sehr gutgeschultes Gehirn,“
sprach der Arzt lächelnd. „Unserem
wäre es bei dem Sturze total kaput ge-
schlagen. So, lieber Freund,“ verab-
schiedete sich jetzt dieser, „liegen Sie nur
recht still und sprechen Sie nicht zu viel.
Die Rippen sind nahe bei der Lunge,
man kann da nie wissen, was hier ge-
schieht, und wenn Sie irgend einen
Wunsch haben, so sagen Sie ihn un-
genirt, Sie sind hier Gast der Stadt
Hamburg.“

Nach kurzer Zeit erschien der Staats-
anwalt. Er unterrichtete den Kranken,
daß ein Attentat auf ihn ausgeübt wor-
den sei, welcher Art und durch wen, und
ersuchte jetzt darnach, ob Paul den Ce-
sarini von früher her kenne und ob irgend
eine Feindschaft zwischen ihnen gewaltet
habe.

„Ich habe den Mann bei seinem Auf-
treten im Zirkus hier zum erstenmal in
meinem Leben gesehen, nur wenige gleich-
giltige Worte mit ihm gesprochen und
kann mir absolut nicht erklären, wodurch
ich ihm Grund zu irgend einer feindlichen
Gefinnung sollte gegeben haben,“ das
erklärte Paul.

Die Aussage wurde protokolliert und
der Beamte verließ mit dem freundlichen
Wunsche baldiger Genesung den Kranken.

Während dessen waren die Spanierin
und Rosa beim Krankenhause angelangt,
und Rosa ließ sich beim Arzte melden,
sie gab den Wunsch ihrer Begleiterin
kund, Paul Rode sehen und sprechen zu
dürfen und setzte ihn davon in Kenntnis,

daß die Fremde die Mutter des Kranken sei, die nach vierzehnjähriger Trennung jetzt ihren Sohn hier wiederfände. „Das dürfte sehr aufregend für den jungen Mann sein, der der Schonung noch dringend bedarf,“ glaubte der Arzt abwehren zu müssen.

Kosa wiederholte diesen Bescheid der Spanierin französisch.

„Glauben Sie das nicht, mein Herr,“ sprach jetzt die Spanierin in süßlicher Lebhaftigkeit auf den Arzt ein. „Diese Freude ist ohne schädliche Erregung, vierzehn Jahre, was liegt da alles dazwischen! Vielleicht erinnert sich mein Sohn meiner kaum. Ich werde erst seine Erinnerungen wach rufen müssen. Ich trete sicher vor ihn als eine Fremde; ich muß ihn erst lehren, in mir seine Mutter zu sehen, ich muß es ihm vielleicht erst beweisen. Da ist nichts Böswilliges, nichts Stürmisches; ich bringe ihm auch nicht Unfrieden und Trauriges zu gedenken, sondern eine weit im Nebel zurückliegende Vergangenheit, die nicht mehr schmerzt, und Frieden, Herr Doktor, stillen Frieden gegenwärtigen Glüdes.“ So hat Frau Berrugnas-Wallroden bewegt.

„Nun, es sei denn; aber ich werde mir erlauben müssen, zugegen zu sein,“ entschied der Arzt, lud die Damen ein, ihm zu folgen und die drei begaben sich durch die langen, stillen, teppichbelegten Gänge in das Krankenzimmer.

Die Thür befand sich so, daß der Patient die Hereintretenden nicht sehen konnte.

Paul schlummerte. Die Spanierin trat vorsichtig an sein Bett und betrachtete den bleichen, jüngerlingsartig schönen Mann lange. Thränen flossen still über ihre Wangen, dann flüsterte sie leise: „Paul, Paul!“

„Mutter!“ sprach da der Kranke im Schläfe, „Mutter, gib mir mein Schiffchen, ich will es am Dock treiben lassen, der Otto ist bei mir, ich falle gewiß nicht hinein.“

Frau Berrugnas stürzte von neuem die Thränen aus den Augen. „Er hat meine Stimme erkannt und träumt von seiner Kindheit,“ stieß sie leise schluchzend hervor, jedoch zu laut für den Arzt, er führte sie von dem Bette.

„Paul, Paul!“ rief da die Spanierin, von ihrem Gefühl übermannt, noch einmal schmerzhaft.

Der Patient erwachte.

„Wer ruft da?“ fragte er. „Ich hörte da eine seltsame Stimme. Ich habe von meiner Kindheit geträumt,“ flüsterte er vor sich hin.

„Nein, Du hast nicht alles geträumt!“ ergriff jetzt Frau Berrugnas, näher tretend, das Wort. „Es ist kein Traum, Paul; Deine Mutter hat Dich wieder gefunden, Paul.“

Bevor der Arzt das verhüten konnte, stand sie in des Kranken Gesichtsfeld, und Paul schaute mit sich rötenden Wangen die Frau da vor ihm an. Er blickte lange prüfend in ihr Gesicht; es waren bange, erwartungsvolle Minuten.

„Paul!“ flüsterte die Frau von neuem unter Thränen. „Ihr habt die liebe Stimme meiner Mutter,“ sagte Paul darauf weich.

„Ich bin Deine arme, unglückliche Mutter, Paul; vierzehn Jahre warst Du mir verloren. Ich habe Dich gesucht, mein Kind, und alle Hoffnungen begraben, dann ist diese wieder erwacht und seit einem Jahrzehnt hoffte ich, wie das Wasser unter dem Eise lebt, und mein Mutterherz hat mich nicht betrogen. Ich habe Dich wieder.“

„Ihr seid meine liebe Mutter,“ sprach Paul jetzt bewegt und reichte der Frau seinen gesunden Arm, den sie ergriff und die Hand mit Küßen bedeckte.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“ schluchzte sie. „Fast hätte ich Dich im Jinden auf ewig verloren!“ und ein Strom heißer Thränen entstürzte ihren Augen.

„Ich werde bald wieder gesund, ich fühle es,“ erwiderte Paul tröstend, „und dann werden wir uns nie mehr trennen.“

„Damit Sie aber wirklich bald ganz gesund werden,“ mischte sich jetzt der Arzt ein, „ist es notwendig, daß Sie verläufig völlige Ruhe haben. Das war heute schon zu viel für Sie. Ihre Frau Mutter wird Sie nun bis morgen verlassen. Sie werden schlafen, viel schlafen, mein lieber Freund, und Frau Campe, die Wärterin, wird dafür sorgen, daß Sie ungestört dies thun können.“

Bei diesen Worten gab der Arzt Frau Berrugnas einen Wink, diese beugte sich über Paul, küßte ihn auf Stirn, Augen und Mund, ergriff seine Hand, bedeckte sie wieder mit Küßen und folgte endlich dem Arzte, der ihr den Arm bot, wodurch sie auf höfliche, jedoch unwiderstehliche Weise gezwungen ward, seiner Anordnung sich zu fügen. Still verließen die drei das Krankenzimmer.

Klas hatte dem Prokurator von dem überraschenden Auftauchen der Mutter Pauls Mitteilung gemacht.

„Und das ist keine Abenteuerin, die von der Sache Wind bekommen hat und sich nun die Umstände zu nutze machen will?“ wandte der Prokurator ein.

„Ich habe sie wieder erkannt, Herr Prokurator, an der Stimme, am Gesicht, denn dicker ist sie geworden, und sie erinnerte sich meiner schließlich auch — da ist kein Schwindel möglich. Sie wird sich auch wohl ausweisen können,“ gab Klas zurück.

„Nun, dann wäre das ein Glücksfall für uns,“ nahm der Prokurator das Wort, „denn die Papiere, die Ihr mitgebracht, Klas, ergeben viel. Zwei große Lücken lassen

sie jedoch offen, die eine, welche mit klaren Worten besagt, Wallroden änderte seinen Namen in Koda, die andere, daß jener, zur Zeit seines Todes bei ihm gewesene und vom Kloster als sein Sohn aufgenommene Knabe Paul Koda auch wirklich sein Sohn ist — also Geburtsattest, Taufschein, Zivilstandsamtbescheinigung und dergleichen — und zur Beantwortung dieser Fragen ist uns vielleicht sehr glücklich die Witwe in die Hände gelaufen.“

„Mit der Frau läßt sich reden,“ erwiderte Klas, „sie ist zwar eine Spanierin, und die haben alle kuriose Köpfe, so daß sie das Sonderbarste thun und das Vernünftigste lassen; aber ich hoffe von ihr herauszukriegen, was wir brauchen, wenn sie es hat. Die Weiber lieben das Geld, sie hängen daran mehr wie die Männer, und wenn ich der Sennora sage: ‚Wir arbeiten alle zusammen, um eine Viertel-million Thaler zu bekommen,‘ rückt sie mit den verstecktesten Papieren heraus.“

So schloß Klas seine erfahrungreiche Philosophie und begab sich von der Kanzlei des Prokurators sofort zur Witwe Johannis.

Breit sich auf einen Stuhl vor ihr hinsetzend, erklärte er ihr wie einem Kunden, um was es sich handelte. Die ganze Erbschaftsangelegenheit und die Schwierigkeiten, einen vor Gericht unzweifelhaften Erben hinzustellen. Er machte sie bekannt mit dem, was er aufgetrieben und sonst von Beweisstücken da war und was noch fehlte.

„Sie sind ein Freund von uns, ein treuer, guter Mann, das sehe ich,“ sagte die Spanierin, „und Ihnen darf ich vertrauen. Ich habe,“ fuhr sie fort, „Briefe, die mit Johann Wallroden-Koda unterschrieben sind, von Johann und das Attest, welches Sie wünschen.“

Darauf ging sie in ihr Zimmer und kam zurück mit einem kleinen Kästchen, sie entnahm diesem neben einer silbernen Kinderklapper, einem Schreibheft und einer kleinen Kiste, einige vergilbte Scheine.

„Hier ist der Geburtsattest Pauls, er ist in New-Orleans geboren, und das ist ein beglaubigter Auszug aus dem Zivilstandsregister und hier der Taufschein. Diese drei Briefe sind mit Johann Wallroden-Koda unterzeichnet. Ich habe dies nebst den Spielsachen Pauls all die Jahre hindurch wie Heiligtümer aufbewahrt,“ sprach die Spanierin mit Rührung, „und sehe, daß ich gut daran gethan — nur mein Trauschein, der fehlt mir leider,“ fügte sie betrübt hinzu.

„Ist da, Madame,“ fiel da Klas vergnügt ein, „ist schon da! Ich brachte ihn mit aus Lissabon — dort war er. Nun haben wir alles, nun fehlt kein Glied in der Kette, mit der wir all das schöne Geld und die Häuser an unsern Strand ziehen. Soll ich das dem Staatsprokurator geben, oder wollen Sie das selbst thun, Madame?“ fragte Klas, sich erhebend.

„Es ist im Interesse meines Sohnes, führen Sie mich zu jenem Beamten, guter Mann,“ antwortete die Spanierin und machte sich zum Gange fertig, und wenige Minuten später sehen wir das ungleiche Paar, den großen, mächtigen, breitschultrigen, schwerfälligen Klas mit den wiegenden Seemannsschritten und die kleine, volle, lebhaft, leichtfüßige Spanierin auf dem Wege zum Staatsprokurator.

(Fortsetzung folgt.)

Oliver Cromwell bei John Milton.

(S. 256.)

Milton, der weltberühmte Dichter des verlorenen Paradieses, eines religiösen Epos, das in einer sturmbelegten Zeit die Gemüter auf das tiefste ergriff, war zu Anfang seiner Laufbahn ein sehr scharfer politischer Parteischriststeller. Ein Anhänger der Republik, trat er ein für die Pressefreiheit und gegen die Staatskirche, verteidigte dann die Hinrichtung Karls I. und bekämpfte noch nach Cromwells Tod die Anhänger des Königtums. Unser interessantes Bild stellt Milton in der Zeit vor seiner Erblindung dar; ihn besucht ein Mann, der später weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte, ein einfacher Farmer, Oliver Cromwell. Begeistert von den Schriften des Gelehrten, sucht diesen der merkwürdige Landmann in seiner Wohnung auf und findet ihn vor dessen Lieblingsinstrument, der Orgel. Welcher Art mag die Unterhaltung zwischen dem Farmer und dem einsigen großen Dichter gewesen sein? Ob beide von einander geahnt haben, was im Buche des Schicksals für sie schon aufgezeichnet stand, daß der begeisterte und politisch leidenschaftliche Landmann einst mit königlicher Gewalt sein großes Vaterland regieren und jener zart gestaltete Mann an der Orgel einst genannt und verehrt sein würde als edler Priester der ersten, erhabenen Dichtkunst, so weit man Bücher las auf der Welt? Milton hat Cromwell unwissentlich vorgezeichnet; er bereitet die Stimmung im Volke, durch welche der biblisch schlichte, geniale, aber auch gewaltthätige Politiker zu Ruhm und Macht gelangte. Der Dichter überlebte den Diktator; arm, erblindet fristete er ein kummervolles Dasein. Cromwell starb am 8. September 1658, Milton am 8. November 1674.

Sinnsprüche.

Die Hoffnung ist das Morgenrot der Freude, die Erinnerung ihr Abendrot.

Wer richtig sprechen lernt, lernt dadurch auch korrekt denken; Entwicklung des Stils ist Schulung des Geistes, Erlernung fremder Sprachen ist Bereicherung desselben.

Schwabenstreiche.

Kulturbild aus Ungarn

von

J. Schiskorn.

(Schluß.)

Die Welt war um zwölf Jahre älter geworden. Der lieben alten Mutter Erde merkte man dies allerdings nicht an, ebensowenig wie der Sonne, welche diesen Sommer nicht minder heiß herabbrannte wie vor zwölf Jahren. Gyuri empfand dies um so intensiver, als er heute nicht mehr des Grafen Dobrany Felder hütete, sondern hinter einem stattlichen Ochsengeßpann seines Freundes Imre durch die lodere Ackerfrumme auf und nieder stampfte, somit nicht einmal Zeit hatte, den perlenden Schweiß von der Stirne zu wischen.

Unter lautem „Ueh“ und „Aho“ kam er jetzt an das Ende des weiten Feldes, wo er seine gehörnten Arbeitsgehilfen ein wenig ruhen ließ, während er selbst in die Tiefe eines nahen Sandloches griff, um eine große Kürbisflasche hervorzuholen, aus welcher er einen herzhafteu Zug that. „Hm,“ meinte er, tief aufatmend, „der Mensch ist eigentlich ein recht undankbares Geschöpf, hatte kaum mehr bedacht, wie gut ein Trunk solchen Himmelsweines schmeckt.“

Dann stopfte er vergnügt seine treue Begleiterin, die Tabakspfeife, und schickte sich wieder zur Arbeit an, als auch heute Imre des Weges kam, doch zu Fuß und mit sorgenvoller Stirne.

„Hast schon redlich geschafft heute,“ sagte er, das Feld überblickend, „schade, daß es überflüssige Mühe ist.“

„Überflüssig, Imre? Hm, ich meinte, der Storch klappere schon tüchtig auf dem Dachfirste, und wenn es noch ein Mäulchen mehr zu füttern gibt —“

„Dann sind es fünf, und mit uns Großen acht,“ fiel ersterer mit einem trüben Lächeln ein. „Um so schlimmer, Gyuri, denn daß Du es nur weißt, Aaron, der Jude, hat gerichtlich geklagt, kann ich morgen nicht zahlen, so gehen Haus und Hof —“ der Redner blies zur Ergänzung über die Handfläche.

Gyuri aber ließ im ersten Schrecken die Pfeife ausgehen, indem er den Freund offenen Mundes anstarrte. „Isten, Imre,“ sagte er endlich, „der Jude verspricht doch, das Geld für einige Zeiten liegen zu lassen?“

„Versprach es, Gyuri, wurde aber andern Sinnes, kannst Dir wohl denken, durch wen, kurz, das Ende vom Lied ist der Bettelstab.“

Gyuri holte nachdenklich frischen Holzwischwamm aus dem Gurt, legte ihn entzündet in die tote Asche der Pfeife und sagte dann mit der alten Ruhe: „Nun, Imre, die Sache ist doch lange nicht so schlimm, als sie aussieht!“

„Nicht für Dich, Gyuri, bist ja allein.“

„In solcher Nachbarschaft ist doch nicht gut hausen, Imre,“ fuhr Gyuri, in der Richtung des Schlosses deutend, fort, ohne des Freundes Einwurf zu beachten, „so gehen wir denn und packen zusammen eine Tanya; rühren wir unsere Arme tüchtig, müßte es sonderbar zugehen, wenn Frau Ilona dort mit den fünfzehn nicht so warm säße, als hier mit den vieren; in des Schulmeisters Sonntagsblatt gibt es Pachtungen die schwere Menge, da wollen wir noch heute Umschau halten, und dann mag der Jude sein Geld und ihn der Teufel holen.“

Beschämt und zugleich tief gerührt betrachtete Imre den alten Freund, der dies so einfach vorbrachte, als wäre es ganz selbstverständlich, fühlte aber auch, daß solcher Gesinnung gegenüber Dankesworte bedeutungslos seien; schweigend streckte er dem selbstlosen Manne die Hand entgegen, in welche dieser so kräftig einschlug, als habe er damit einen höchst vorteilhaften Vertrag abgeschlossen.

Der Knall einer Peitsche zog jetzt die Aufmerksamkeit der beiden Männer auf einen kleinen Reiter, welcher unsern auf einem Pony über die Sandhügel galoppierte. Imres Züge verfinsterten sich, während Gyuri wohlgefällig lächelnd sagte: „Sie haben heute große Gesellschaft drüben von wegen der Stuhlrichterwahl, da langweilt sich der junge Herr und sucht das Weite; ein seines Bürschchen, sitzt fest im Sattel, wie ein alter Hufar.“

„Ich meine, der Apfel fällt nicht weit vom Baume,“ bemerkte Imre grollend, „habe übrigens nichts zu schaffen mit ihm, mit seinem Vater aber will ich Abrechnung halten, bevor wir gehen, das Maß ist voll.“

Gyuri schüttelte den Kopf. „Der Graf kann für das, was geschieht, so wenig, wie Du oder ich,“ sagte er ruhig.

„Woher weißt Du das so genau?“ fragte Imre unmutig.

„Drüben im Schlosse weiß es jeder, vom Kammerdiener bis zum Küchenjungen, und so viel ich selbst gesehen und gehört, büßt der arme Mann reichlich alle Sünden, die er je begangen, und möchte vielleicht gerne seinen Reichtum mit Deiner Armut vertauschen, wenn —“

„Wer aber ist dann der Schuldige?“ fragte Imre ungeduldig.

Gyuri blies den Rauch seiner Pfeife in kurzen Absätzen, wie das Ventil einer Lokomotive, von sich. „Man soll niemand anklagen,“ meinte er dann; „aber siehst Du, wir Schwaben sagen: ein böses Weib hat zehn Teufel im Leib, und daß das Sprichwort wahr, das weiß ich aus eigener Erfahrung, der Graf aber vielleicht noch besser.“

„Möglich,“ murzte Imre, „aber soll man deshalb alles geduldig hinnehmen wie ein Schaf, das nur blökt, wenn es geschunden wird.“

Gyuri zuckte die Achseln. „Es ist nicht angenehm, Imre, aber willst Du den Wind schlagen, der Dir das Dach vom Hause gerissen? Nein, man baut eben ein neues Dach, und so wollen auch wir thun; für den Schulbigen aber wird der zahlende Tag kommen, warten wir es ab, Imre.“

Der heißblütige Magyare war zwar, trotz des lang-jährigen Verkehrs mit dem Freunde, mit dessen Theorie geduldigen Abwartens keineswegs einverstanden, doch sagte er nichts mehr, sondern ging nach einigen Worten bezüglich der Arbeitseinstellung dem Hause zu, dessen Dach über die Hügelkämme lugte; Gyuri folgte langsam mit dem Ochsenpaare und dachte von Zeit zu Zeit kopfschüttelnd, wie seltsam es gekommen, daß nun Imre ebenso arm, ja noch ärmer geworden, als er selbst, dabei nach alter Gewohnheit die beste Seite der Sachlage erwägend.

In der That war es seltsam gekommen. Elf Jahre hatte Imre mit Alona friedlich und in steigendem Wohlstande gehaust. In den ersten Wochen war hatten die Dorfbewohner die Köpfe zusammengesteckt, um sich allerlei über die junge Frau zuzuscheln, aber dies nahm ein Ende, sobald man deren braves Herz und hilfsbereite Hand kennen gelernt.

Graf Dobrány war die ganze Zeit über nicht mehr gekommen, zur großen Beruhigung Alonas, für welche ein Zusammentreffen desselben mit ihrem Gatten die einzige dunkle Wolke an dem sonnigen Himmel ihres Ehelebens bildete.

Im Frühling des zwölften Jahres erst trat diese Gefahr näher. Der Graf kam aber nicht allein, sondern von seiner Gemahlin, einem Sohne und mehreren Gästen begleitet. Dem Anschein nach begann nun im Schlosse ein sehr fröhliches Leben, doch, wie Gyuri angedeutet, verbarg dieser Schein nur schlecht das zwischen den Gatten herrschende unheilvolle Verhältnis.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters hatte der Graf, von seinen Gläubigern gedrängt, eine Dame zum Altar geführt, deren Mangel an Jugend wie an geistigen und körperlichen Vorzügen für den Moment in seinen Augen durch einen immensen Reichtum aufgewogen — ihm das Leben an deren Seite in der That zu einer schweren Strafe gestaltete.

Nach Art unschöner und unliebendwürdiger Frauen benutzte Gräfin Irene die finanzielle Abhängigkeit ihres jungen Gatten, um diesen gleich einem Sklaven an sich zu fesseln, und verfuhr hierin um so rücksichtsloser, je ungeduldiger der Graf an seiner Kette zerrte, je öfter er seiner Herrin gegründeten Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Allein was die alternde Dame auch thun mochte, die Liebe des Gefesselten konnte sie nicht erzwingen, und wohin sie denselben auch, vom Dämon der Eifersucht erfaßt, entführte, in Rom wie in Madrid, in Paris wie in Wien gab es schöne Frauen, nur allzu bereit, den interessanten schönen „Un-glücklichen“ durch ihre Gunst zu trösten.

Dies war es, was die Gräfin schließlich nach Schloß Dobra geführt.

Fernab von den Verführungen der großen Welt, mitten unter dem rohen Bauernvolke hoffte sie, endlich das Ziel, den Gatten ungeteilt besitzen und beherrschen zu können, erreicht zu haben, als ein Gerücht, ausgeschmückt von dem schlauen, unter dem Titel eines Sekretärs bezahlten Spion der Gräfin, auch diese letzte Hoffnung grausam zerstörte.

Der unfreiwillige Aufenthalt Alonas auf dem Schlosse bildete die feste Basis für eine Liebesgeschichte zwischen der schönsten Frau des Dorfes und dem Grafen, welche der Sekretär im wohlverstandenen eigenen Interesse so geschickt zum besten gab, daß die Dame, ins tiefste Herz getroffen, sofort beschloß, sich mit eigenen Augen von deren Grundhaltigkeit zu überzeugen.

Unter dem Vorwande eines Unwohlseins ließ sie gelegentlich einer abendlichen Spazierfahrt den Wagen beim Dorfe halten und schritt am Arme des Grafen dem Hause zu, vor welchem Alona mit ihrem Jüngsten auf dem Schoße saß; die Betroffenheit der ahnungslosen Frau beim plötzlichen Anblick des Grafen, die sichtliche Verlegenheit des letztern hätte auch in den Augen einer minder leidenschaftlichen und misstrauenden Dame als Gräfin Irene zur Bestätigung des Vernommenen genügt, vor allem aber war es die überraschende Erscheinung der in vollster Frauenschönheit blühenden „Bäuerin“, welche neben der lodernden Flamme der Eifersucht den maßlosen Haß des in seinem Stolz wie in seiner Liebe tödlich beleidigten Weibes entfachte.

Andern Morgens arbeitete Imre auf dem Felde, als ein kleines, dürres Männlein mit röthlichem Haar und einer Brille vor den pfiffig blinzelnden Augen zu ihm trat, sich als Sekretär der Gräfin zu erkennen gab, um nach einigen Umschweifen mit einem Kaufanbot für Imres Haus und Grund hervorzuweisen, welches, an und für sich nicht unvorteilhaft, von Imre gleichwohl mit dem Beifügen zurückgewiesen wurde, daß ihm die Erde, die seinen Vater und Großvater ernährt, überhaupt um keinen Preis feil sei. Damit schien die Sache abgethan, nur Gyuri, welcher als Vertrauter beider Gatten den Zusammenhang erriet, hatte seine eigenen Gedanken darüber und hielt seine Augen offen, ohne jedoch das Kommen abzuwenden zu können. In einer dunklen, stürmischen Sommernacht wurde Imre durch grellen

Lichtschein aus dem Schlosse geweckt. Es war eben die Getreideernte eingebracht, welche nach Landesbrauch in ungeheuren Schubern um das Wohnhaus aufgeschichtet lag. Fünf Minuten später war das Ganze ein Flammenmeer, aus dem Imre mit genauer Not sein und der Seinigen nacktes Leben rettete. Ueber die Entstehungsart konnte kein Zweifel obwalten. Der Brand war gelegt worden, als Thäter wurden, wie in dergleichen Fällen üblich, in der Gegend streifende Zigeuner bezeichnet. Die gerichtliche Untersuchung blieb — wie ebenfalls landesüblich — resultatlos. Imres Wohlstand aber war mit einem Schlage vernichtet. Zwar war Gyuri nach dem Unglückstage bei seinem Freunde mit der Erklärung erschienen, er habe die Fäulenzerei im Dienste des Grafen satt und wolle wieder einmal Arme und Beine gebrauchen, wozu eben auf den Feldern des Abgebrannten die beste Gelegenheit sei, und hatte es den Anschein, als sei durch diesen „Schwabenstreich“ des Felbhüters, wie durch die ungebrochene Energie Imres das Schlimmste abgewendet. Wohnhaus und Stallungen waren wieder aufgebaut, der notwendige Viehstand angeschafft, die Arbeit im besten Gange, allein die Rechnung war ohne den Juden Aaron gemacht, von dem Imre in seiner Unerfahrenheit das nötige Kapital gegen einen Wechsel ausgeliehen, auf die Versicherung hin, daß derselbe jederzeit prolongirt werden würde; und so war es gekommen, daß der wohlhabende Grundbesitzer, trotz der eigenen wie des wackern Freundes Mühen, nunmehr vor dem Bettelstabe stand.

Während Gyuri, des Freundes Geschick überdenkend, Zukunftspläne schmiedete und sein Fochgespann im Stalle versorgte, hatte die Hitze des Tages ihren Höhegrad erreicht, worauf sich der glühende Himmel plötzlich unter Wolkensmassen versunkerte, deren seltsame graugelbe Farbe den erfahrenen Bewohnern der Pusta einen jener Gewitterstürme ankündigte, welche in der weiten Niederung nicht selten die Beherrschung eines Orkanes entwickeln.

Alona eilte durch Haus und Hof, schloß Fenster und Thüren, barg die Kinder in der Stube, das Federvieh in seinen Verschlägen und blickte dann besorgt nach dem Gatten aus, der zum Schullehrer ins Dorf gegangen war.

Endlich kam auch dieser, ein Paket Zeitungen unter dem Arme tragend, mit welchen sich Gyuri als der Lesegewöhnte ins Innere des Hauses begab, während Imre, unter dem Vordache stehend, finstern in das unheimlich dunkle Chaos des jagenden Gewölkes blickte. Am Horizont erhob sich jetzt eine wie Goldstaub leuchtende Wolke, welche, mit Sturmeseil einherfahrend, alsbald Himmel und Erde verhüllte, die unabsehbare Ebene in ein von Blitstrahlen durchzucktes Sandmeer verwandelnd, in dem die chaotisch umhergeworfenen Hügelmassen die Wogen, Dorf und Gehöfte umbrandete Felsenriffe bildeten, bis die dichten Wasserströme aus den geöffneten Himmelsschleusen dem seltsamen Schauplatze eines Seesturmes auf festem Lande ein Ende bereiteten.

Eine Stunde später herrschte wieder Ruhe und Friede in der weiten Steppenlandschaft; nur die Dunkelheit war geblieben, da die Abendsonne mit den ziehenden Wolken niedergegangen war, die schwache Mondesichel aber nur spärlich die in feuchte Dünste gehüllte Erde beleuchtete. Imre war im Begriffe, seinen Beobachtungsposten zu verlassen, als aus nächster Entfernung der Schall zweier rasch auf einander folgenden Schüsse seinem geübten Ohr ein außergewöhnliches Ereignis verriet. Ein Mensch in Gefahr — vielleicht ein Gast des Schlosses — zwei und vierbeinige Räuber waren ja keine Seltenheit in der menschenleeren Pusta. Während Imre also dachte, hatte er schon seinen Fokosch ergriffen, und war in den Stall geeilt, um den Sohn der gelben Stute, den letzten Rest seiner früheren Wohlhabenheit, von der Krippe zu lösen. Rasch schwang er sich auf das wohlgenährte, feurige Tier und jagte ohne Zügel und Sattel der vom Schalle angedeuteten Stelle zu.

Der Ritt — durch unpastirbare Terrainsstellen verzögert — mochte etwa zehn Minuten in Anspruch genommen haben, als die wachsende Unruhe des Halben und bald darauf ein mehrstimmiges kurzes Aufheulen Imre über die Art der Gefahr belehrte, in der sich der unbekannte Schütz befand. Dennoch war die Scene, welche sich dem Reiter einen Moment später im matten Lichte des Mondes zeigte, von so überraschender Art, daß derselbe mit jähem Rucke das schnaubende Roß anhielt.

Raum zwanzig Schritte vor ihm, auf einer durch Zerstampfen des Schilfrohes entstandenen Lichtung stand mit gesträubten Mähnen und bis zum Bauche im Sumpfe eingesenken ein stämmiger Pöny, während dessen kleiner Reiter angstvoll umherschaute, in der Linken die abgefeuerte Pistole, in der Rechten die Reitgerte gegen ein halbes Duzend knurrender und zähnefletschender Rohrwölfe schwingend, welche den vom Sturme in den Sumpf Verschlagenen überfallen hatten.

Ein Augenblick genügte für Imre, um nicht nur die äußerste Gefahr des Knaben, sondern auch die Schwierigkeit zu erkennen, denselben ohne Gefährdung des eigenen Lebens zu befreien; konnte er doch die tödtliche Art des bei trockenem Wetter harmlosen Sumpfes, und wußte, daß schon mancher Unvorsichtige dessen Opfer geworden. Gleichwohl hätte der mutige Mann nicht eine Sekunde gezögert, wäre der Knabe vor ihm nicht der Sohn seiner Todfeinde gewesen; mit der Gestalt dieses Kindes stand auch das Bild des Vaters, der einst sein Liebesglück zerstört, der ihn jetzt mittelbar oder unmittelbar um Hab und Gut gebracht, vor seinem Geiste, Wille und Thatkraft lähmend.

Es war dies, wie gesagt, der Eindruck des ersten Augenblicks, im nächsten schwang Imre unter lautem Zuruf den schweren Fokosch, um durch einen Wurf vorerst die gefräßigen Bestien zu verschrecken, als sich der Pöny, von der Todesangst zu einer letzten Anstrengung angespornt, plötzlich hoch aufbäumte, um, seines Reiters entledigt, mit wilden Sähen den blutgierigen Feinden zu entfliehen. Mit lautem Geheul folgte ein Teil der letzteren dem flüchtigen Tiere, während die zurückbleibenden sich auf den kopfsüß in den Sumpf geworfenen, völlig wehrlosen Knaben stürzten.

Zum zweitenmal hob Imre sein Wurfgeschloß, und ließ es zum zweitenmal sinken; denn ehe es seiner Hand entfloß, sprang eine dunkle Gestalt schwer wie eine Bombe in den klaffenden Moor und nahm den seiner Sinne beraubten Knaben in den einen Arm, während der andere einen wuchtigen Stoß auf die erschreckten Wölfe niederzusenken ließ.

Heulend flohen die feigen Bestien vor dem unerwarteten Ueberfall. Imre aber erkannte jetzt zu seinem Erstaunen in der vierströtigen, bis zu den Hüften im Schlamm steckenden Gestalt seinen Freund Gyuri.

Derselbe hatte die Rottschüffe des Knaben ebenfalls vernommen, und war, zu Fuß weniger durch Terrainschwierigkeiten verhindert, fast gleichzeitig mit Imre zur Stelle gekommen; das war begreiflich, aber Gyuri kannte die gefährlichen Tüfte des Sumpfes so gut wie Imre und doch —

„Züßst Du festen Boden, Gyuri?“ fragte dieser, seinen Gedankenlang unterbrechend.

„Nicht mehr als ein Vogel in der Luft, Imre, aber der Knabe lebt,“ lautete die Antwort, während der Sprechende sichtlich tiefer und tiefer sank.

„Kutia teremete,“ fluchte Imre, „rühre Dich nicht, Gyuri, sonst —“

Er enbete nicht, sondern schwang sich vom Pferde und riß die Stallhalter vom Halbe des Tieres, das, wie ein Hund an seinen Herrn gewöhnt, mit gesträubter Mähne stehen blieb. Vorsichtig — es standen jetzt drei Menschenleben auf dem Spiele — sprang Imre, die Untiefen vermeidend, von Moosbüschel zu Moosbüschel. „Aufgepaßt, Gyuri!“ rief er, nun nahe genug, um die Halfter gleich einem Lasso nach dem Sinkenden zu schleudern.

„Gut gemacht, Imre!“ versetzte dieser, die Leine erfassend, „nun laß einmal sehen, wer der Stärkere ist, Du oder der Hölleleim, in dem ich stecke.“

In der That bedurfte es der ganzen ungewöhnlichen Kraft Imres, um den schon bis an die Brust versunkenen Mann samt dessen Last ans Trockene zu bringen.

„So, nun nimm den jungen Herrn da,“ sagte Gyuri, nachdem dies den vereinten Anstrengungen gelungen.

Imre blickte unwirsch drein. „Was soll mir der Junge, Gyuri?“

„Thue nicht so böse, Imre, hast ihn ja doch aus dem Teufelspfuhl herausgezogen, auch trägt ihn Dein Halbe jedenfalls leichter als ich,“ bemerkte der letztere kurz. „Du wirst übrigens nicht lange zu reiten haben, die vom Schlosse mögen das Knäblein wohl schon mit Schmerzen suchen.“

Imre blieb keine Wahl, da sich Gyuri, nachdem er den aus der Betäubung erwachten Knaben in seine Arme gelegt, ohne weiteres entfernt hatte; als aber jetzt der letztere die blauen Augen zu ihm aufschlug und sich fröstelnd an seine Brust schmiegte, wurde es auch ihm warm ums Herz und ehe er es selbst wußte, brüdete er ihn so fest und sorgsam an sich, als wäre es das eigene, nicht seiner Todfeinde Kind.

Im Schlosse war die Abwesenheit des jungen Grafen in der That schon während des Gewitters bemerkt worden; es hatte in Gegenwart der Gäste eine Scene zwischen Gräfin Irene und deren Gatten gegeben, indem sie diesem die Vernachlässigung des Knaben unter nicht mißzuverstehenden Anzüglichkeiten auf Alona zum Vorwurfe machte, Graf Koloman aber, im Gefühle seiner Unschuld, sich zum erstenmale gegen das tyrannische Joch aufzulehnen wagte.

Die ersten unverrichteter Dinge zurückgekehrten Sendboten endeten jedoch den Zwist, da die energische Dame alsbald selbst zu Pferde gestiegen war, um, begleitet vom Grafen und sämtlichen männlichen Gästen, die Steppe nach dem abgöttisch geliebten Kinde zu durchsuchen.

Die Rottschüffe des Bedrängten waren der bedeutenden Entfernung wegen nicht bis zu den Streifenden gedrungen, doch hatte der eingefangene reitende Pöny eben die schlimmsten Befürchtungen bestätigt, als das hellfarbige Pferd Imres mit seiner Doppellast plötzlich, wie der Erde entstieg, im Lichtreife der Fackeln erschien und der Jubelschrei des Geretteten bewies, daß kein Phantom die aufgeregten Sinne der verzweifelnden Eltern täuschte.

Lauter, freudiger Zuruf begrüßte denselben, Gräfin Irene glitt halb ohnmächtig aus dem Sattel, um den auf sie zuellenden Knaben in die Arme zu schließen, der nun mit seiner hellen Kinderstimme, nur unterbrochen von den stürmischen Liebesklagen der Mutter, die mutige Rettungsthat erzählte.

Auch der Graf war vom Pferde gestiegen und wollte, tief bewegt, dem Lebensretter seines Kindes danken, als er sich aber umwandte, war dieser im Dunkel der Nacht verschwunden. Imre hatte den Moment, der aller Aufmerksamkeit dem Kinde zugewandt, benutzt, um sich Dank sagungen zu entziehen, die ihm nur zur Hälfte gebührten. Und seltsam, sein heißes Verlangen nach Rache, wo war es nur hingekommen? Er verspürte nichts mehr davon, ja, wie er jetzt die gereinigte Steppenluft mit vollen Lügen einatmete, war es ihm, als sei er nicht mehr derselbe

Mensch, als sei die Last, an der er so schwer getragen, mit einemmale von seiner Brust genommen. Nun mochte geschehen, was da wollte, er war noch lange nicht arm, besaß er doch Weib und Kind und einen wackeren, seltenen Freund.

Da blinkten ihm schon die hellen Fenster des trauten Nestchens anheimelnd entgegen, der Falbe wieherte lustig auf und trotzte, von seinem Herrn entlassen, dem Stalle zu, aus der erleuchteten Stube aber klang eine rauhe

Stimme in die stille Nacht: „Schlaf, Kindlein schlaf — da draußen weiden die Schaf.“ Ihre horchte wohlgefällig dem alten deutschen Schlummerliede, ehe er lächelnd die Thüre öffnete. Da saß der Mann, welchen er kaum eine



Oliver Cromwell besucht John Milton. Gemälde von David Mead. (S. 254)

Stunde zuvor aus dem Sumpfe gezogen, auf der Bank hinter dem Eichentische, ein Paket Zeitungen vor, eine Wiege neben sich, gleich der sorgsamsten Kinderwärterin singend und schaukelnd.

„Bst, bst!“ warnte er jetzt, „der kleine Gyuri schläft.“

hob dann behutsam die Wiege samt dem Insassen empor und trug sie in die Nebenküche, wo Frau Ilona die Geschwister des Kleinen zu Bette brachte.

„Nun, wie war es?“ fragte er zurückkehrend, nachdem er die Zwischenthüre sorgfältig geschlossen.

„Alles in Ordnung,“ erwiderte Imre, dem Freunde gegenüber an dem Tische Platz nehmend: „aber nun sage einmal, Gyuri, wie zum Teufel kamst Du auf den Einfall, mit beiden Füßen in den Sumpf zu springen, als wäre er eine Pfütze und Du eine Ente?“



1. Die Wouchnächte. — 2. Das Rajpar-Melchior-Balthasar-Schreiben. — 3. Nikolobefragung. — 4. Zur Christnachtmette. — 5. Die heiligen drei Könige. — 6. Das Bleigießen in der Thomas- und Sylvesternacht.
In Oesterreichs Bergen im Winter. Originalzeichnung von Theodor Breidwiser. (S. 258.)

„Ei nun, Imre, das war kein so dummer Schwabenstreich, als Du meinst,“ entschuldigte Gyuri gutmütig, „wusste ich doch, daß Du um den Weg bist und mich nicht im Stiche lassen würdest — ich hätte es eben abgewartet.“

Imre blickte ernst in die offenen Züge des Sonderlings: „Hm, ja,“ sagte er dann, „das ist richtig, aber es war doch einer, gerade wie damals, als Du Dich mit mir toll und voll trankst, um den Korporal, der mich beschimpft, vor meiner Kugel zu bewahren, und ich werde weder das eine noch das andere vergessen, denn, siehst Du, Gyuri, daß mir heute so leicht ums Herz ist, ich danke es.“

„Deinem Halfterstrich, Imre,“ fiel Gyuri sich erhebend ein, „und nun, gute Nacht, ich muß gehen!“

„O, Du wirst doch mit uns essen, Gyuri?“

„Nein, Imre, mein Weg ist ein weiter.“

Erstaunt blickte dieser auf: „Du willst doch nicht fort von uns?“

„Doch, doch, ich muß,“ versetzte Gyuri mit gepreßter Stimme, „auch sollst Du nicht von Haus und Hof vertrieben werden, wenn ich's hindern kann — ich gehe zum Juden Aaron und dann weiter.“

„Aber, Isten usco, was willst Du —“

„Fürchte keinen neuen Schwabenstreich,“ bemerkte der erstere mit wehmütig heiterem Lächeln, „es soll alles gut werden — warte es ab, Imre, und willst Du wissen, um was es sich handelt, so lies hier, was ich in des Schulmeisters letztem Sonntagsblatt gefunden.“

Damit wies er mit dem Finger auf eine groß gedruckte Stelle des Zeitungsblattes, worauf Imre mit einiger Mühe — er war nicht so stark im Lesen wie sein Freund — herausbuchstabierte, daß ein gewisser Remet Gyuri aufgefordert wurde, die Verlassenschaft der verstorbenen Frau Remet Julcsa anzutreten und sich zu diesem Behufe bei dem betreffenden Kurator als der gesuchte Erbe zu legitimieren.

Als sich Imre, von dem Gelesenen nicht wenig überrascht, nach dem glücklichen Erben umfah, war dieser verschwunden, und nur aus der Nebenküche klang dessen Lied wie ein sanftes Echo nach: „Schlaf, Kindchen, schlaf!“

Es war Frau Ilona's Stimme, welche die wenigen deutschen Strophen erlernt hatte, da der kleine Gyuri bei seinem andern Gesange so willfährig einschlummerte als bei Gyuri Bacsi's (Onkel Georg) altem Schwabenliede.

Sommer, Herbst und Winter vergingen, unter den Küßen der warmen Frühlingssonne erblühte die Erde in verjüngter Pracht und Herrlichkeit; Blütenduft und Vogelsang erfreuten wieder die Herzen der Menschen, Frau Ilona sah wie sonst mit dem kleinen Gyuri auf dem Schoße vor dem Hause, dessen spielende Geschwister mit mütterlichem Auge überwachend, von Zeit zu Zeit aber einen Blick nach dem Feldweg werfend, auf dem Imre heimkehren mußte.

Da kam er endlich auf dem lustig trabenden Falben angeritten; die Kinder eilten ihm entgegen und geleiteten ihren alten vierfüßigen Freund zur vollen Krippe, Frau Ilona aber reichte den kleinen Liebling dem Vater zum Kusse, indem sie fragte: „Keine Nachricht von Gyuri?“

„Keine,“ erwiderte Imre grimmig, „erwarte auch keine mehr, hat sich wohl zum Erfah für die böse Alte ein junges Weib ausgesucht und im neuen Jubel seine Freunde vergessen.“

Beide schwiegen, sich ihren Vermutungen überlassend. Die Erinnerung an den treuen Helfer in der Not war der einzige Schatten in dem friedlich stillen Glück der braven Menschen, welche dieses Glück so gerne mit dem geteilt hätten, der ihnen in den schlimmsten Lebenslagen zur Seite gestanden. Gyuri hatte seit seinem Verschwinden ohne Abschied nur einmal von sich hören lassen und zwar schon wenige Tage später mittels eines Schreibens, dem zu nicht geringer Ueberraschung Imres der verhängnisvolle Wechsel beilag. Der Brief enthielt jedoch nur die Mitteilung, daß es anfangs sehr schwer gehalten hätte, den Juden zu einem kurzen Aufschube zu bewegen, tags darauf habe er aber plötzlich umgefahret und ihm den gelöschten Wechsel zur Uebersendung an Imre übergeben mit der geheimnisvollen Andeutung, daß der Zahler desselben ungenannt bleiben wolle; wer dieser Zahler, sei nach dem, was seither über die Vorgänge im Schlosse Dobra verlautete, nicht schwer zu erraten, doch halte er es für das Beste, das Geheimnis des Mannes zu achten, der seine guten Gründe haben möge, seinen Namen zu verschweigen.

Von dem weiteren Thun und Lassen des Briefschreibers erfuhr Imre nichts, trotzdem Frau Ilona wiederholt schriftlich freundliche Anfragen und Vorwürfe an denselben gerichtet; sämtliche Briefe kamen uneröffnet zurück, Remet Gyuri war und blieb verschwollen. Die von letzterem erwähnten Vorgänge auf dem Schlosse Dobra aber bestanden darin, daß Gräfin Irene am zweiten Tage nach der Rettung des Knaben plötzlich mit diesem und dem Sekretär ihren Wagen bestieg und davonfuhr, ohne wiederzukehren und ohne daß der Graf sich bewegen fühlte, derselben zu folgen. Ueber die Ursache dieser plötzlichen Trennung gingen selbstverständlich die wunderbarsten Gerüchte um, in Wahrheit aber waren einige unvorsichtige Aeußerungen der Gräfin betreff Ilona's die alleinige Veranlassung, indem dieselben mit einemmale den tiefen Abgrund beleuchteten, welcher den Grafen von dieser Frau schied, deren Handlungsweise diesen mit Grauen und Abscheu erfüllte. Eine rüchhaltslose Erklärung folgte dieser Erkenntnis und dann die Abreise der Gräfin, welche auch jetzt noch hoffen mochte, daß die sie begleitende Geldkassette den Gatten zu ihren Füßen zurück-

führen werde. Darin täuschte sie sich jedoch; das Gefühl der Verachtung verlieh dem Grafen endlich den Mut der Entschlossenheit, die verlorene Thakraft wieder.

Er blieb auf dem Schlosse, bis die eingeleitete gerichtliche Scheidung der nach evangelischem Ritus geschlossenen Ehe erfolgte, und trat, da ihm sein verschuldetes Gut ein standesgemäßes Einkommen nicht gewährte, in den Staatsdienst.

Vor seiner Abreise hatte der Graf Imre bei der Feldarbeit aufgesucht, um denselben mit herzlichen Worten Dank zu sagen. Einen Moment hatten die Hände der beiden Jugendgenossen noch einmal ineinander gerührt, ihr Blick sich verhöhnend getroffen, dann war der Vereinsamte zum letztenmal in sein Schloß zurückgekehrt, in die weiten Räume, wo er in den letzten stillen Tagen so oft den Mann beneidet hatte, dessen Lebensweg durch ihn zum zweitenmal so verhängnisvoll gekreuzt worden. Gräfin Irene aber zog, nachdem sie auch den Sohn nach vergeblichem Widerstande der Obhut des Vaters überlassen mußte, rast- und ruhelos von Ort zu Ort, mit vollen Händen Geld ausstreuend, ohne sich auch nur eine glückliche Stunde erkaufen zu können — auch für sie war der zahlende Tag gekommen.

„Wo bleibt nur Ilona heute?“ fragt Imre, aus seinen Gedanken erwachend.

„Sie lief zum Schulmeister hinüber,“ versetzte Mutter Ilona lächelnd, „es ist Sonnabend, da läßt sie sich's nicht nehmen, die neueste Zeitungsnummer durchzulesen; sie hat es sich in den kleinen Kopf gesetzt, es müsse sich darin, wie vor einem Jahr, wieder einmal eine Nachricht über Gyuri Bacsi finden.“

„Narrisches Ding!“ brummte Imre, sah aber in demselben Augenblicke überrascht nach der Straße hin, auf welcher die Vermiste Hand in Hand mit einem breitschulterigen bestaubten Manne einhertritt.

Ilona, mit den hellen, lachenden Augen, mit den schlendernden dunklen Köpfen, war noch ein ganzes Kind, aber ein Kind, dessen Züge schon die Schönheit der Mutter versprachen; sie sprach eifrig mit dem Manne, der einen blauen Spenser, hohe Stiefel und breitkrämpigen Filzhut trug, ganz wie Gyuri zu tragen pflegte, dessen sonnengebräunte Züge jedoch durch einen blenden Wellbart so fremd erschienen, daß Imre sowohl als Frau Ilona die Gestalt zweifelnd musterten, bis ihnen eine wohlbekannte Stimme den traulichen Gruß „Guten Abend alle beisammen!“ zurief.

Da gab es nun ein freudiges Händeschütteln, Fragen und Antworten, alle drängten sich an den so schwer Vermissten heran, die Kinder hingen sich an seine Kleider und der kleine Gyuri beruhigte sich nicht eher, als bis der Vater ihn auf das Knie nahm und „Hepp, hepp, Pferdchen!“ mit ihm spielte.

„Aber zum Teufel, Gyuri,“ fragte Imre endlich, als einige Ruben eingetreten und Mutter Ilona in die Küche geeilt war, um des lieben Gastes Lieblingsgericht zu bereiten, „wo warst Du, was triebst Du und warum antwortetest Du nicht auf unsere Anfragen?“

Gyuri blickte mit einer schwer zu deutenden, nachdenklichen Miene vor sich hin, ehe er erwiderte: „Eure Anfragen trafen mich nicht, da ich nicht daheim war, was ich aber trieb, ist leicht gesagt, da ich eben gar nichts that, als in der Welt umherzuwandern und zu suchen, was ich nicht fand.“

Imre sah den Freund verständnislos an: „Das muß wohl etwas ganz Besonderes gewesen sein — oder hattest Du etwas verloren?“

„Hm, ja, siehst Du —“ Gyuri zögerte, dann aber meinte er mit seinem gutmütigen Lächeln: „Die Sache ist die, daß mich Frau Ilona gar sehr verwöhnt hat, und mir daheim kein Gulaschfleisch so munden wollte, wie das aus ihrer Küche; da verkaufte ich denn Haus und Hof und ging auf die Suche nach einer Frau, die das ebenso gut verstände, bis —“

„Nun, bis?“

„Bis mir einsiel, daß ich wieder einmal einen Schwabenstreich bezangen und etwas suchte, was ich hier bei euch so leicht haben kann, ja, und daß ich der kleinen Ilona eine große Puppe versprochen und meinem Patzen da einen Hanswurst, und — o, o, er ist schläfrig, der kleine Mann,“ unterbrach sich der Erzählende und begann, seine Kniee gleich einer Wiege bewegend, plötzlich zu singen: „Schlaf, Kindchen, schlaf — da draußen weiden die Schaf,“ während der feuchte Schimmer in seinem Auge noch mehr als sein Vericht kündete, wie sehr das Herz des Sonderlings am — Gulaschfleisch Frau Ilona's hing.

Imre strich sich vergnügt den Schnurrbart. „Gut, Gyuri,“ sagte er, „aber ich kann Dich nicht mehr ohne Lohn für mich arbeiten lassen, und —“

„Das will ich auch nicht, Imre,“ fiel Gyuri ein, „aber da die Ländereien der Herrschaft Dobra, wie ich in den Zeitungen gelesen, zu verpachten sind, so denke ich, wir übernehmen sie in Gemeinschaft, statt sie dem Juden zu überlassen.“

„Die Ländereien der Herrschaft Dobra?“ wiederholte Imre. „Höre, Gyuri, Du mußt viel Geld haben, um daran zu denken.“

„Nicht viel, aber genug, um anzufangen — versuche es einmal mit einem Schwabenstreiche, sie sind nicht immer so dumm, als es scheint.“

Imre schüttelte den Kopf über die Kühnheit des sonst so bedächtigen Freundes, schlug aber, durch dessen ruhige Entschlossenheit bezwungen, dennoch ein und zwar zu seinem großen Vortheile, wie der spätere Erfolg lehrte.

Die Meldung der kleinen Ilona, daß das Gulaschfleisch auf dem Tische stehe, beendete das ernste Gespräch der Männer. „Gott sei Dank, da kann man wieder einmal essen,“ meinte Gyuri, sich erhebend.

„Ja, und Du mußt sehr viel essen, Gyuri-Bacsi,“ versetzte die dreizehnjährige Kofette, „habe ich es doch selbst bereitet, damit Du nicht mehr nach einer andern Frau suchen darfst, denn daß Du es nur weißt, ich — ich lasse Dich keiner andern.“

Imre lachte, der braune, rauhe Mann neben ihm aber mußte sich Gewalt anthun, um dem süßen Kinde seine tiefe Bewegung zu verbergen. „Das ist schön von Dir, Ilona,“ sagte er dann, die Hand auf das Haupt des lieblichen Mädchens legend, „doch wollen wir das ruhig abwarten; bist Du aber nach zehn Jahren noch derselben Meinung, dann, Kind, will ich Dir zuliebe noch mit den Bierzigern auf dem Rücken einen — Schwabenstreich begehen.“

Aus dem österreichischen Volksleben im Winter.

(Bild S. 257.)

Laut dem astronomischen Kalender fängt der Winter erst am 21. Dezember an. Aber bis dahin haben die Richtastronomen schon beiläufig zwei Monate Winter. Den November mag der Volksmund durchaus nicht mehr zum Herbst zählen und im Gebirg liegt sicherlich schon zu Allerheiligen und Allerheelen, also anfangs November, der Schnee. Geht es in der Höhenlage zu solcher Zeit gewiß schon. Die Abende sind lang, der weibliche Teil der Hausleute spinnt noch hie und da mit dem Mädchen, jezt näht man schon mehr oder strickt wenigstens. Das Federkissen bleibt aufrecht wie früher, als es bei Kienspanlicht betrieben wurde, denn „selbstgeschliffenes“ Federbett geht über alles. Eine Menge von Geschichten, kleinen Bräuchen und Erheiterungen verkürzt die langen Abende. Rausch findlicher, manch frommer Brauch wird seit Urväterzeiten geübt. Folgen wir den Kalendertagen des im Volksmunde sogenannten „Wittwinters“, so finden wir den 6. Dezember, den heiligen Nikolastag oder Vorabend, wichtig für groß und klein. Es gibt noch mancherorts das „Nikolospiel“, eine Komödie mit dem guten Bischof und dem bösen Knecht Ruprecht, oder dem Krampus (Teufel). Der gute Bischof belohnt die braven Kinder, der böse Knecht droht mit roter, hängender Zunge, einer großen Rute, einer Butte und einem großen Sack zum Fortschleppen der schlimmen Kleinen. In seiner Dorfgeschichte „Die Hallsodei“ hat Silberstein den ganzen tragikomischen Vorgang geschildert. Wo kein solches Spiel, da werden die Kinder auf das nächtliche unsichtbare Herumgehen des „Nikolo“ verwiesen und es werden ihre Schuhe bei dem Schlafengehen vor das Fenster gestellt. Wenn sie morgens die Schuhe hernehmen, finden sie sich belohnt oder bestraft, jeder Schuh enthält einen Apfel oder mehr, mancher bleibt leer. Letzteres geschieht selten, ist eine harte Lehre; ein schlechter Apfel thut's auch, wenn die Geschwister mehrere schöne rotbackige erhalten. — Zu St. Thomas, das ist am 21. Dezember, beginnen die „Rauschnächte“; es sind deren drei, der Reihenfolge nach zu Neujahr und Dreikönig. Früher begab sich der Pfarrer oder ein Kaplan mit dem Kirchendiener oder einem Knaben, welcher Weihrauch und Weihwasser trug, in jedes Haus und die Vorratskammern und die Ställe, um dort zu räuchern, zu besprengen gegen Teufel, Hexen und alles Ungemach. In Dörfern auf Höhen, nächst Wallfahrtsorten und ferne der großen Heerstraßen geschieht es noch, viel ist aber des Hausvaters fromme Thätigkeit eingetreten; er geht mit geweihten Kohlen und Weihwasser in die Räume und den Stall und betet Vaterunser und spricht altherkömmliche Sprüche, während er gewählte Kräuter auf die Kohlen wirft. — Die heilige Christnacht wurde im bajovarischen, also auch österreichischen Bauernleben erst in neuerer Zeit vom beleuchteten Tannenbaum belebt. Früher wurden die Kinder auch nach Art des St. Nikol vom Christkinde bedacht, aber es gab gemeinamen Schmaus und gibt ihn noch, und wesentlich das fromme Wallen nach der Kirche nachts, wo eine „heilige Mette“ gelesen wird, es beleuchtete Krippenspiele gibt, Gesänge mit Fragen und Antworten ertönen. Das Landvolk macht sich mit Laternen, Kienspannadeln auf und kein Weg ist zu weit, kein Wetter zu schlecht für das fromme Werk. In Berglandschaften ist das Jizak der wandelnden Lichter prächtig anzusehen. — An der Jahreswende steht der heilige Sylvester; es ist eine „Lochnacht“, es wird „gelöselt“ mit allerlei, zum Beispiel mit Rührgälen, die neben einander ins Feuer gelegt werden, kohlenden Hölzchen, geworfenen Schuhen, Bleigießen und auch Eigießen. Derselbe ist zu bekannt, als daß es erst des Näheren erörtert werden müßte. Das Neujahr geht mit den üblichen Glückwünschen und Gebeten um Glück vorüber; aber ein tirälich wichtiger Tag ist wieder der „Dreikönigstag“. Der Hausvater hat zuvor ein Stück Kreide weihen lassen und mit dieser geweihten Kreide geht er an alle Türen, wenigstens in Begleitung eines Kindes oder einer Dienstperson, und schreibt darauf die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar nebst drei Kreuzen, also: C + M + B + T, zur Abwehr der Hölle und alles Bösen, das über die Schwelle möchte. Mit dem Dreikönigstage beginnt auch der Fasching, die Zeit des Tanzes, der komischen Umzüge, des Heratens und Tobastragens. Doch dies gehört nicht mehr in den Bereich unserer Darstellungen und hat seine eigene Reichhaltigkeit.

Der höchste Gebirgssee Nordamerikas.

Der höchste Gebirgssee in Nordamerika ist der Chicago Lake in Colorado. Er liegt 15 Meilen von dem an der Denver- und Rio Grande-Eisenbahn gelegenen kleinen Kurort Idaho. Die ersten 8 Meilen von Idaho nach dem See können mit einem Fuhrwerk zurückgelegt werden; von da ab beginnt aber ein sehr steiler Gebirgspfad, auf dem jedoch ein geschickter Reiter ein Pferd benötigen kann. Auf dieser Tour befindet sich eine Reihe großartiger Naturbilder. Der Chicago Lake liegt 11,500 Fuß über dem Meerespiegel. In seiner Nähe befindet sich der 14,340 Fuß hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Mount Rosalie.

Hausmittel und Selbsthilfe bei Verletzungen.

Ueber Hausmittel und Selbsthilfe bei Verletzungen hat der bekannte Chirurg Geheimrat Dr. von Ruckbaum im kaufmännischen Verein zu München einen sehr interessanten Vortrag gehalten, dem wir folgendes entnehmen:

Die in jeder Familie gebräuchlichen und von den Großeltern oder Urgroßeltern abstammenden Hausmittel entspringen fast alle den napoleonischen Kriegen, da Militärärzte einquartiert waren und solche Mittel zurückerhielten, die meist aus Kampfer, Wachs, aus ganz guten Arzneimitteln zusammengesetzt und bis in die neueste Zeit recht brauchbar waren; allein alles macht Fortschritte, namentlich hat die Chirurgie in der letzten Zeit ganz riesige Fortschritte gemacht, und deshalb gibt es jetzt bessere Hausmittel als vor zwanzig Jahren. Das Mittel, welches bei Wunden am allerbesten ist, laßt man nicht in der Apotheke, sondern man hat es im Hause. Wir könnten gar nicht Arzte sein, wenn wir diese Mittel nicht hätten! Ruhe, hohe Lage, Kälte, Druck und Massage, das sind die größten Mittel, die wir besitzen, und die brauchen wir nicht zu kaufen. Wie gut ist bei einem wehen Finger, bei Entzündung eines Gliedes die hohe Lage, die Ruhe, wie tobt und klopf aber das wehe Glied, wenn ihm die Ruhe, die hohe Lage fehlt! In der Apotheke gibt es kein besseres Mittel als Ruhe, hohe Lage und Kälte. Probieren Sie es nur einmal, und halten Sie eine Hand in die Höhe und die andere abwärts, letztere wird dick und blau, erstere dagegen weiß und dünn. Mit der hohen Lage erreicht man Wirkungen, die man mit keinem anderen Mittel erreicht. Im Feldzuge 1870/71 waren wir arm an Wasser und Eis, denn in Südfrankreich gibt es kein kaltes Wasser, sondern man trinkt das in Zisternen gesammelte Regenwasser. Die verwundete Hand des Soldaten war rot, geschwollen, wurde blau und schwarz, man befürchtete den Brand und hatte kein Wasser und kein Eis; man hat die Hand hoch aufgehängt, nach drei Stunden war der Schmerz vorbei, nach zwölf Stunden war die blaue Hand rot, und nach vierundzwanzig Stunden war die Hand gerettet.

Ein anderes Mittel ist die Kälte, in dieser Beziehung brauchen wir nicht zu sorgen, kalt ist es bei uns immer, und Eis geht uns wohl nie recht ab. Kälte ist schmerzstillend und ein kalter Ueberschlag ist gegen jede Entzündung gut. Mit der Kälte kann man die Empfindung ganz aufheben machen; aber die Kälte ist auch fäulniswidrig. Die Kälte verhindert die Fäulnis, und die Hausfrau legt das Fleisch, um es vor dem Einkümmern zu bewahren, auf das Eis; wir Arzte machen die Sache umgekehrt, wir legen das Eis auf das Fleisch und erreichen daselbe Resultat. Die Kälte zieht zusammen, die Wärme dehnt aus; wenn eine Wunde stark blutet, so zieht ein kalter Ueberschlag die Blutgefäße zusammen, und die Wunde hört auf zu bluten. Daher ist die Kälte auch entzündungswidrig, denn bei stark zusammengezogenen Blutgefäßen ist eine Entzündung nicht zu befürchten. Die Kälte brauchen wir nicht in der Apotheke zu kaufen und so haben wir zu Hause ein schmerzstillendes, blutstillendes, fäulnis- und entzündungswidriges Mittel. Ein weiteres vorzügliches Hausmittel ist der Druck, der oft Lebensretter sein kann. Wenn zum Beispiel die Pulsader angeschnitten ist, so ist besser als Fächer, welche das Blut auffangen, ein Druck mit dem Finger; kann man den Finger nicht mehr benützen, so nehme man nicht etwa einen Schwamm oder Leinwand, sondern Kork, ein Gelfstück, um die Wunde zuzuhalten. Der Druck ist auch gut, wenn jemand zum Beispiel auf einem Ausflug, Spaziergang von einer giftigen Schlange, wie Kufsernatter, Kreuzotter, gebissen wird; da kann oft ein fester Druck hinter der Wunde, das ist zwischen der Wunde und dem Herzen, zum Lebensretter werden. Man nehme einen Hosenträger, Strumpfband, Halstuch oder Taschentuch und presse das Glied hinter der Wunde zusammen, so wird das Blut herausgewaschen und das Gift mit, das Gift kann dann nicht zum Herzen laufen. Wie man sieht, braucht man auch wegen dieser Mittel nicht in die Apotheke zu gehen.

Auch die Massage ist ein Hausmittel, dieselbe ist nicht neu, sondern ein paar tausend Jahre alt; die Arzte haben bei Geschwülsten immer auf Drücken, Reiben, Hacken und Streichen gehalten, damit die Geschwulst aufgeht und werde. Alle Einreibungen sind größtenteils Massage; wenn man zu einem Bauern fragen würde, er solle sich mit der trockenen Hand reiben, so würde er sagen: „Das ist Dummheit“, wenn man ihm aber sagt, er solle sich mit einer Salbe einreiben, ja, dann hilft's. In neuerer Zeit wurde die Massage besser studiert, man hat gefunden, daß sie ein Ableiter ist, namentlich bei nervösen Leiden, Gicht; und mancher, der als unheilbar erklärt wurde, ist gesund geworden. Man hat mit der Massage in neuerer Zeit auch schöne Versuche gemacht; so hat man schwarze Tusch mit Wasser verrieben und diese Mischung einem Hunde in die beiden Kniegelenke eingespritzt; das Knie wurde auf die alte Weise kurirt mit Jod und Gipsverband, und das andere Knie mit der Massage, das heißt gerieben und gepreßt, und zwar des Tags zweimal je fünf Minuten lang. Nach einem Vierteljahr wurde der Hund getötet und es zeigte sich ein erstaunliches Ergebnis: in dem nach alter Weise behandelten Knie war die ganze Tusch noch da, während vom anderen Knie die Tusch im ganzen Körper verteilt war. Also in diesen Mitteln, die wir nicht erst zu holen brauchen, Ruhe, hohe Lage, Kälte, Druck und Massage, haben wir die besten Mittel. Eine der häufigsten Verletzungen besteht darin, daß ein Kind fällt und Beulen bekommt; hier werden, unter der Haut kleine Blutgefäße zerrissen, die fortbluten und Beulen machen; da hilft Kälte und Druck. Beim Frikübertreten weidet man jetzt die Massage an, und während die Heilung früher sechs Monate beanspruchte, dauert sie jetzt nur drei Wochen.

Für 5 Centesimi 2378 Franken.

Ein merkwürdiger Prozeß hat endlich beim Kassationshofe in Rom sein Ende gefunden. Vor einiger Zeit wurde einem Manne an der Porta del Popolo von den städtischen Zollbeamten zugemutet, für ein Päckchen Zucker von 330 Gramm 5 Centesimi Zoll zu bezahlen. Der Mann wußte aber, daß eine so geringe Quantität freien Eintritt in die Stadt habe und weigerte sich, zu bezahlen. Die Sache kam an die Stadtobrigkeit, welche auf Zahlung der 5 Centesimi bestand. Der Mann appellierte ans Gericht und verteidigte sein Recht durch drei Instanzen, bis er endlich beim Kassationshofe sein Recht fand. Die Stadt Rom wurde zu den Kosten verurteilt, welche sich auf 2378 Franken belaufen!

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf öffnete Frau Martha dem Brautpaar die Hausthür.

„Da bring' ich meine Schwester wieder“, sagte Rudolf heiter, ohne den Baron zu bemerken, der im Halbdunkel auf der obersten Treppenstufe stand, „Sie werden mir hoffentlich erlauben, daß ich noch ein Viertelstündchen hier bleibe?“

„Sehr gerne“, antwortete Frau Martha, während die beiden eintraten. „Sie haben wohl einen vergnügten Nachmittag gehabt?“

„Na, wenn Bruder und Schwester allein miteinander sind, ist das Vergnügen nicht groß“, scherzte er.

„So müssen Sie sich ein anderes Mädchen suchen, mit dem Sie ausgehen können.“

„Das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht gethan!“

„Ihnen müßte das doch sehr leicht werden!“ erwiderte sie mit einem etwas koketten Lächeln.

„Meinen Sie? Würden Sie mit mir gehen, wenn ich Sie darum bäte?“

„Ich bin eine alte Frau —“

„Sapperlot, das sind Sie noch lange nicht, Sie blühen wie ein junges Mädchen, weiß Gott, ich könnte mich in Sie sterblich verlieben! Guten Abend, Kaspar.“

Sie waren bei den letzten Worten in die Gesindestube eingetreten, der alte Mann saß in einer Ecke und rauchte seine Pfeife, er blickte spöttisch auf und brummte: „Kin- dereien!“

„Und wie sollte das enden?“ fragte Frau Martha, die in ihrem Sonntagsstaat in der That eine hübsche Erscheinung war.

„Je nun, wenn Sie wollen, mit einer Heirat!“

„Rudolf!“ sagte Hulda verweisend, indem sie mit ihrem Sonnenschirm ungestüm auf den Boden stieß.

„Weshalb nicht?“ erwiderte er lachend, ihr einen warnenden und zugleich begütigenden Blick zuwerfend. „Du würdest eine schöne und liebenswürdige Schwägerin bekommen und Frau Martha sollte sich über ihren Gatten nicht beklagen können.“

Die Haushälterin lachte ebenfalls und ließ sich auf einen Stuhl nieder, sie betrachtete den jungen Mann mit wohlgefälligen Blicken, indes Kaspar sein graues, kahles Haupt schüttelte.

„Man sollte nicht glauben, wie kindisch sonst verständige Menschen in manchen Dingen sein können!“ brummte er.

„Meinen Sie damit sich selbst?“ fragte Frau Martha schnippisch.

„Nein, ich bin über solche Thorheiten längst hinaus!“

„Dann werden Sie uns um so eher einen Scherz gönnen können!“

„Und wohl auch schweigen müssen, wenn Ernst daraus werden sollte!“ fügte Rudolf hinzu, der neben der Haushälterin saß und ihre noch immer schlafende Taille umfaßte.

„Sapperlot, wenn wir beide uns verloben wollen, geht's keinen Menschen etwas an!“

Hulda schien eine zornige Antwort geben zu wollen, wieder traf sie ein warnender Blick ihres Verlobten, sie klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und schwieg.

„So weit sind wir nun doch noch nicht“, sagte Frau Martha, indem sie sich aus dem Arme Rudolfs befreite, „ich will mir das vorher gründlich überlegen. Sie scheinen mir ein rechter Saufeswind zu sein, mein junger Herr!“

„Wenn ich das wäre, hätte ich wohl ein Duzend Mädchen, die ich spazieren führen könnte“, lachte er. „Nein, schöne Frau, ich halte mich an Solide, ich bin keiner von denen, die jedem Mädchen den Kopf verdrehen.“

„Dummes Zeug!“ knurrte Kaspar. „Ich kannte einen jungen Menschen, der das auch immer sagte —“

„Jetzt kommt der wieder mit seinen alten Bekanntschaften!“ schnitt Frau Martha ihm das Wort ab. „Wenn er davon anfängt, weiß er gar kein Ende mehr zu finden.“

„Ist der Herr Baron zu Hause?“ fragte Rudolf, in der offenbaren Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Er ist noch oben“, nickte die Haushälterin, „aber ich glaube, daß er sogleich ausgehen wird.“

„Der alte Herr hat ja eine große Büchersammlung hinterlassen?“

„Eine ganze Menge von Büchern, und es sind sehr schöne Geschichten darin“, erwiderte Frau Martha. „Früher konnte ich darin lesen, so viel ich wollte, jetzt darf ich mir nur dann und wann einmal verstohlen ein Buch holen, der Herr Baron sieht's nicht gern, er scheint an den Büchern einen Narren getroffen zu haben.“

„Auf solche Bücher bin ich auch verfallen“, sagte Rudolf, „kann ich die Sammlung einmal sehen?“

„Nein“, antwortete Kaspar schroff.

„Na, na, nur nicht gleich so unwirsch, alter Freund! Ich nehme nichts mit, Sie werden mich hoffentlich für einen ehrlichen Mann halten!“

Schrill und scharf erklang in diesem Augenblick die Glocke, die im Gesindestimmer hing, und zwar zweimal

rasch nach einander; Kaspar erhob sich und legte die Pfeife auf den Tisch.

„Das gilt mir“, sagte er, und mit gesenktem Haupt und müden Schritten verließ er das Zimmer.

Franz von Feldern empfing ihn im Arbeitszimmer seines Onkels mit gefuchter Stirne.

„Ich höre da unten eine fremde Stimme“, sagte er mit scharfer Betonung, „wer ist da?“

„Der Bruder unseres Dienstmädchens“, erwiderte Kaspar ruhig.

„Was thut er da unten?“

„Er hat soeben seine Schwester vom Spaziergang heimgebracht.“

„Dann hätte er auch vor der Thüre bleiben können!“ brauste der Baron auf, und sein wachsender Zorn mußte um so mehr befremden, als doch eigentlich keine Ursache für ihn vorlag. „Ich dulde keine fremden Leute in meinem Hause; wenn das Mädchen so sehr an dem Bruder hängt, soll es sich einen andern Dienst suchen. Was thut dieser Bruder?“ fuhr er in einem etwas ruhigeren Tone fort, als er die betroffene Miene des alten Mannes bemerkte.

„Wahrscheinlich ein herumlungender Müßiggänger, der sich von seiner Schwester ernähren läßt?“

„Das glaube ich nicht“, erwiderte Kaspar, dessen Rechtsinn tiefe Beschuldigung nicht auf dem jungen Manne ruhen lassen wollte, „was er im gewöhnlichen Leben treibt, weiß ich freilich nicht, aber ich halte ihn für einen braven, fleißigen Menschen.“

„Der hier vielleicht nur eine Gelegenheit zum Stehlen sucht“, höhnte der Baron, während er den Blick auf den versiegelten Schreibsekretär heftete. „Man weiß ja, daß der ganze Nachlaß meines seligen Onkels noch in diesem Hause ist und daß der Verstorbene ein sehr reicher Mann gewesen sein soll.“

Kaspar war unwillkürlich zusammengefahren, er erinnerte sich, daß Rudolf den Wunsch ausgesprochen hatte, die Bibliothek zu sehen; sollte diesem Wunsche wirklich die Absicht zu Grunde liegen, die der Baron vermutete?

„Wenn das wäre, so dürfte man ihn keine Sekunde länger im Hause dulden!“ sagte er bestürzt.

„Ob es nun so ist oder nicht, er soll sich augenblicklich entfernen!“ befahl Franz von Feldern. „Betriff er dieses Haus noch einmal, so fliegt seine Schwester mit ihm hinaus, das mögen Sie dem Mädchen sagen. Wer nicht ins Haus hineingeht, der hat hier auch nichts zu suchen; wird dieser Befehl nicht befolgt, so werde ich mich mit anderen Leuten umgeben, die meine Gebote besser zu achten wissen! Binnen fünf Minuten muß der junge Mann das Haus verlassen haben, ich mache Sie persönlich verantwortlich dafür!“

Der alte Mann ging kopfschüttelnd hinaus.

„Das ist unser Franz nicht mehr, wie er damals war“, murmelte er. „Sonst so freundlich und leutselig, und heute so streng und so mißtrauisch! Was kann es ihm denn verschlagen, ob da unten ein Mensch mehr oder weniger sitzt? Daß hier nichts gestohlen wird, dafür sind wir ja da, und man darf doch auch nicht gleich hinter jedem Menschen einen Spionbuben und Gauner suchen. Ja, ja, wenn die Leute reich werden, dann ist nicht gut Kirichen mehr mit ihnen essen! Der verstorbene Herr war ja gerade so, er wollte auch von den Menschen nichts wissen, er traute keinem.“

Mit einem Seufzer öffnete er die Thür des Gesindestimmers; Frau Martha hatte eine Flasche Wein aufgetischt, das fröhliche Lachen Rudolfs klang dem Eintretenden entgegen.

„Die Herrlichkeit hat jetzt ein Ende“, sagte er mit einem bedauernden Achselzucken. „Sie sind zu laut gewesen, bester Freund, der Herr Baron hat Ihre Stimme gehört, Sie sollen augenblicklich das Haus verlassen, er will keine fremden Leute im Hause haben!“

Das Lachen war längst verstummt; aus den Augen der Haushälterin blühte der helle Zorn.

„Wir sollen hier keinen Besuch empfangen dürfen?“ fragte sie erregt; „hier unten ist unser Terrain —“

„Nur ruhig!“ unterbrach Kaspar sie warnend, „der Herr Baron ist wieder einmal schlecht gelaunt, er hat damit gedroht, er wolle uns alle entlassen; Sie wissen ja, in dieser Stimmung versteht er keinen Spaß. Wer hier nichts zu suchen hat, soll vor der Thüre bleiben, sagte er, und wenn das Mädchen nicht ohne den Bruder leben könne, dann möge es nur mit ihm gehen.“

Rudolf hatte sein Glas ausgelesen und sich erhoben.

„Ich will hier keinen Unfrieden stiften“, sagte er, der Haushälterin die Hand bietend, „der Herr Baron hat hier zu befehlen, wir müssen gehorchen. Mein Wunsch wird nun auch nicht erfüllt werden können?“ fügte er leise hinzu.

Frau Martha warf einen fersenden Blick auf Kaspar, der seine Pfeife wieder anzündete.

„Der Herr Baron ist ja nicht immer zu Hause“, flüsterte sie, „ich lasse mir nicht verbieten, hier Besuch zu empfangen, das will ich ihm schon klar machen.“

„Es wäre auch ein lächerliches Verbot!“ spottete er, indem er sich zu Hulda wandte, um nun auch von ihr mit scheinbarer Gleichgültigkeit Abschied zu nehmen; „ich liebe es mir wahrhaftig nicht gefallen. Man wird ja hier wie ein Dieb hinausgewiesen! Das ist eine Schmach, die nicht mich allein, sondern auch meine Schwester trifft.“

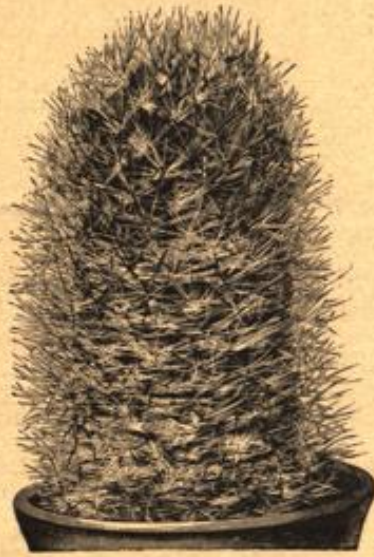
Kaspar begleitete ihn hinaus, um die Hausthüre hinter ihm zu schließen.

„Weiß Brot ich esse, deß Lieb ich singe“, sagte er, „vergessen Sie das nicht. Ihre Schwester hat hier einen

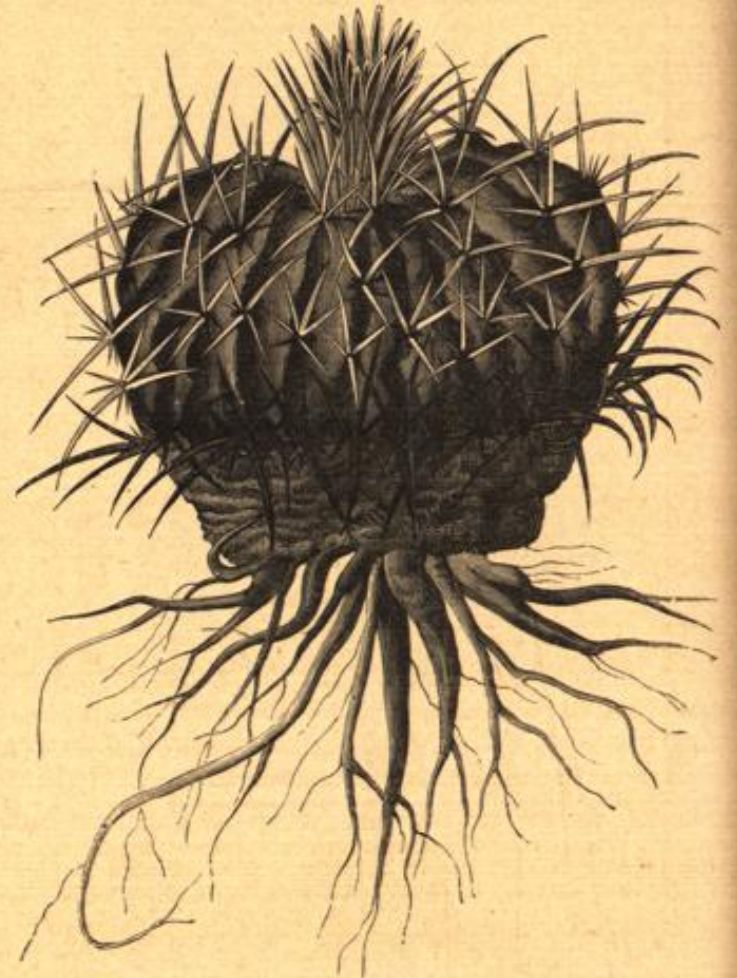
Seltsame Pflanzen.



Saguaro.



Schmalzopf-Kaktus.



Palisaden-Kaktus.



Platt-Kaktus.



Gleichstachel-Kaktus.



Riesenhaar-Kaktus.



Tupel-Kaktus.



Wollfurchen-Kaktus.

Gute Vorsätze für das Jahr 1886. Originalzeichnung von G. Fueslhaas.



guten Dienst, wenig Arbeit, gute Kost und hohen Lohn, berücksichtigen Sie das, Sie können ja draußen oft genug mit ihr zusammenkommen. Wenn unser Herr Sie noch einmal hier findet, muß Ihre Schwester das Haus verlassen, das werden Sie nicht wollen?"

"Nein," erwiderte Rudolf, "das will ich nicht, aber darum kann ich doch das Verbot höchst sonderbar und beleidigend finden. Und wenn Frau Martha wirklich meine Braut wird —"

"Ach was, reden Sie keinen Unsinn!"

"Es liegt mehr Sinn darin, wie Sie vermuten; gute Nacht, alter Freund!" sagte Rudolf lachend, dann trat er auf die Straße hinaus. Er konnte nicht anders, er mußte einen Blick zum ersten Stockwerk hinaufwerfen, und wie er es erwartet hatte, sah er dort hinter dem Fenster eine dunkle Gestalt, die hastig zurücktrat.

"Unverschämter Bursche!" murmelte der Baron. "Was sucht er hier? Verfolgt er mich noch immer? Und was bezweckt er damit? Will er sich nur rächen für meine Grobheit, oder —"

Er beendete den Satz nicht, mit verschränkten Armen blieb er vor dem Sekretär stehen.

"Vielleicht ist die Dirne nicht einmal seine Schwester?" fuhr er nach einer Pause fort. "Er hat sie möglicherweise hierher gebracht, damit sie hier spionieren soll. Gut, daß ich diesen Verdacht hege, ich kann mich nun vor ihr hüten, und bei der ersten passenden Gelegenheit fliehe ich vor die Türe! Vom Zaune darf ich den Vorwand nicht brechen, das würde den Vermutungen des Burschen nur noch festeren Boden geben, ich werde ihn ja bald gefunden haben! Wenn nur der alte Oberst nicht so halbstarrig wäre! Teilen werde ich nimmermehr mit ihm, das Ganze will ich haben! Heute Abend muß es sich entscheiden; gibt Hertha mir einen Korb, so steht mein Entschluß fest, ich mag nicht länger hier bleiben, das Leben ist zu langweilig. Und gibt sie mir das Jawort, so fallen morgen die Siegel und — eh bien, das Weitere wird sich finden!"

Er ging hinüber in sein Wohnzimmer und trat vor den Spiegel, um mit dem Taschentüchlein noch einmal über Haar und Bart zu fahren und seine tadellos elegante Toilette mit prüfendem Blick zu betrachten.

"Bah, es sind keine Ursachen zu Befürchtungen vorhanden," nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, "wenn die Spionage dieses unverschämten Kellners mir unbequem wird, werde ich die Polizei auf ihn aufmerksam machen. Oder aber — hm, es ist keine schlechte Idee! Wenn ihm ein Diebstahl bewiesen werden könnte, so wäre ich für immer von ihm befreit, kommt er wieder aus dem Gefängnis heraus, bin ich längst nicht mehr hier."

Er nahm seinen Hut und bedeckte sein Haupt, dann zog er, gedankenvoll vor sich hinklickend, die hellfarbigen Glacéhandschuhe an.

"Das will ich mir noch überlegen," murmelte er, "wenn es in's Wert gesetzt werden kann, dann ist es der beste und sicherste Weg, den Spion los zu werden."

Er stieg die Treppe hinunter, der alte Mann kam aus dem Geseindezimmer, um ihm die Türe zu öffnen.

"Ist der Bursche fort?" fragte er.

"Wie der Herr Baron befohlen haben," antwortete Kaspar mit seiner gewohnten Ruhe.

"Ich traue der Sache nicht, ist das Dienstmädchen wirklich seine Schwester? Gleichen die beiden einander?"

"Das gerade nicht."

"Na — also! Haben Sie acht auf das Mädchen, ich will seiner Ehre nicht zu nahe treten, aber man soll keinem Menschen weiter trauen, wie man ihn sieht! In großen Städten gibt es verwegene Diebesbanden, die mit den raffiniertesten Mitteln ihren Zweck zu erreichen suchen, ich kann mich ja täuschen, aber ein gewisses Mißtrauen ist in jedem Falle geboten."

Der Baron nickte nach diesen Worten herablassend und ging hinaus, und auf dem ganzen Wege bis zur Wohnung seines Onkels blieb er in Brüten versunken.

Er war beim Obersten zum Abendessen eingeladen, der alte Herr hatte ihm gesagt, er wolle an diesem Abend zum Gelegentlich geben, mit Hertha über seine Herzenswünsche zu reden.

Daran erinnerte er sich, als er gleich bei seinem Eintritt erfuhr, daß Hermann dienstlich verhindert sei, zu erscheinen, er war also mit dem Obersten und Hertha allein. Wie immer, empfing Hertha ihn auch heute mit liebenswürdiger Freundlichkeit, sie neckte ihn sogar damit, daß er vielleicht ihrerwegen einem besseren Vergnügen entsagt habe.

"Ich wüßte nicht, wo ich mich wohler fühlen könnte als hier," erwiderte er, während er in der Fensternische ihr gegenüber Platz nahm, "und wie gern ich komme, das glaube ich Dir auch beweisen zu haben."

"Du führst noch immer das Leben eines Einsiedlers?" fragte sie, den Vater beobachtend, der die Gläser und Bläsen auf der etwas dürftig gedeckten Tafel ordnete.

"Ich suche keinen Verkehr, weil ich ihn nicht wünsche," entgegnete er, "die Gründe, aus denen ich mit den früheren Bekannten nicht wieder anknüpfen mag, habe ich ja oft genannt. Man gewöhnt sich drüben bald an das einsame Leben, man verkehrt auch dort fast nur mit der eigenen Familie, und das Leben im engen Kreise erscheint mir angenehmer, als das Zagen von einer Gesellschaft zur andern."

"So sehnst Du Dich nach Brasilien zurück?"

"Das will ich nicht behaupten, einen Entschluß habe ich noch nicht gefaßt."

"Ich denke, Du bleibst nun für immer hier!" warf der Oberst ein.

Franz von Feldern fuhr mit der Hand langsam über den blonden Vollbart, sein Blick ruhte forschend auf dem schönen Antlitz Herthas, die sinnend in die Abenddämmerung hinauschaute.

"Das hängt von Verhältnissen ab, von denen ich heute noch nicht weiß, wie sie sich gestalten werden," sagte er in einem Tone, der schmerzlich wehmützig klang. "Ich füge mich gerne den Wünschen des Herzens, das mich liebt, und es wird mir vielleicht auch nicht schwer fallen, der schönen Heimat da drüben für immer ade zu sagen, wenn ich hier für dieses Opfer Ersatz finde. Aber welchen Entschluß ich in Bezug auf diese Frage auch fassen mag, einmal muß ich doch noch hinüber, um persönlich meine Angelegenheiten zu ordnen."

"Könnte das Dein Schwiegervater nicht besorgen?" fragte der Oberst, der dem eintretenden Burschen die brennende Lampe aus der Hand nahm, um sie auf den Tisch zu stellen.

"Er könnte das wohl, aber der alte Herr ist zu bequem dazu. Ich fürchte, daß er es mir übel nehmen wird, wenn ich ihn für immer verlassen will, und das möchte ich nicht, denn an die Fortdauer seines Wohlwollens knüpfen sich für mich mancherlei Interessen."

"Der Anspruch auf seinen Nachlaß," sagte der Oberst.

"Ich kann nicht bestreiten, daß dieser Anspruch wenigstens teilweise gefährdet wäre, wenn der alte Herr mir ernstlich zürnte," fuhr der Baron fort; "da ist es ratsam, daß ich persönlich hinreise, um ihm meine Gründe auszu-einanderzusetzen."

"Vielleicht kehrt er auch dann in die alte Heimat zurück!"

"Das wäre möglich; wie gesagt, hin muß ich noch einmal. Wüßtest Du mich begleiten, Hertha?"

"Nach Brasilien?" fragte sie, wie aus einem Traume erwachend. "Ich fürchte die weite Seereise, nein, ich würde mich nicht dazu entschließen können."

"Wenn Du nur einmal eine solche Reise gemacht hast, wird sie keine Schrecken mehr für Dich haben," erwiderte er. "Auf den großen, schönen Schiffen werden den Passagieren alle Bequemlichkeiten geboten, man lebt da, wie in einem Hotel ersten Ranges."

"Und sieht wochenlang nichts als Himmel und Wasser!"

"Dieser Anblick, so einsam man ihn sich auch denken mag, hat wunderbare Reize —"

"Vorzüglich wohl dann, wenn der Sturm die Wogen peitscht und alle Planken des Schiffes krachen?" fragte Hertha ironisch.

"Das stellt man sich auch schlimmer vor, als es in Wirklichkeit ist, ich habe schon manchen Sturm erlebt und fühlte mich dabei so ruhig und sicher, als ob ich auf dem festen Lande gestanden hätte. Du kennst das alles nur aus Büchern —"

"Aus Reisebeschreibungen —"

"Die möglicherweise von einem Schriftsteller geschrieben sind, der selbst die Reise gar nicht gemacht hat."

"Wie wäre das möglich?"

"Bah, hat Schiller nicht auch seinen Wilhelm Tell geschrieben, ohne die Schweiz gesehen zu haben? Wie kann ein Maler einen Schiffbruch auf hoher See mit allen haarsträubenden Schrecken malen? Gesehen hat er ihn sicher nicht, denn wer in solchen Stunden sich auf dem Fahrzeug befindet, der sieht nur den Schaum der sturmgepeitschten Wogen und hört nur das Toben der Elemente."

"Ja, ja, die Schriftsteller!" knurrte der Oberst. "Sie bilden sich ihre eigene Welt, in der alles so zugeht, wie sie es wollen. Und das Schlimmste sind die schönen Redensarten, mit denen sie den Frauen und Mädchen die Köpfe verrehen, in Wirklichkeit spielt das Leben sich ganz anders ab, als sie es schildern. Es sollten keine Romane mehr gedruckt werden dürfen, dann würden aus unseren Töchtern verständige Hausfrauen werden."

"Dann müßte man auch die Theater schließen!" scherzte Hertha.

"Meinetwegen, ich hätte nichts dagegen!" murrte der alte Herr; "sie haben immerdar mehr Unheil als Segen gestiftet. Na, da bringt unser Johann den Braten, nun komm, Franz, und nimm vorlieb. Große Umstände haben wir nicht gemacht, ich weiß, Du liebst das nicht; Braten und Salat und ein Glas Wein und nachher eine gute Cigarre; ich hoffe, Du wirst damit zufrieden sein."

"Vollkommen, lieber Onkel," antwortete der Baron, indem er seiner Cousine den Arm bot, um sie zu Tisch zu führen, "ich speise zu Hause auch nicht opulenter."

"Du hast an Frau Martha eine tüchtige Haushälterin," sagte Hertha, während sie zusah, wie ihr Vater den Braten kunstgerecht tranchierte.

"Ich bin zufrieden, weil ich es eben sein muß," erwiderte er achselzuckend, "aber Dienstboten sind doch nur fremde Leute und man hat manchen Ärger mit ihnen."

"Nun natürlich!" nickte der Oberst, "eine sorgsame Hausfrau wiegt zwanzig Haushälterinnen auf."

"Und wenn man nur fremde Leute im Hause hat, so muß man auch die Augen überall haben," fuhr der Baron fort, "zumal ich; die Leute wissen ja, welche Schätze in den versiegelten Schränken sind."

"Na, daran werden sie sich nicht vergreifen!" sagte der alte Herr.

"So ganz bestimmt möchte ich das doch nicht behaupten, es wäre kein großes Wagnis!"

"Kein großes Wagnis? Poh Element, Franz, Verletzung der Gerichtssiegel, Anwendung von falschen Schlüsseln oder anderen Einbruchswerkzeugen — das Gesetz bestraft ein solches Verbrechen mit Zuchthaus!"

"Zuvor muß man aber den Verbrecher haben!" spottete Franz von Feldern.

"Wir würden ihn schon finden, der Telegraph arbeitet rasch —"

"Und doch gelingt es manchem Verbrecher, zu entweichen!"

Der Oberst erhob sein Glas, um mit den beiden anzustoßen, dann nahm er das zweite Stück Braten.

"Diese Besorgnis können wir ja rasch beseitigen," sagte er in heiterem Tone, "einigen wir uns dahin, daß wir den Nachlaß meines Bruders unter uns teilen wollen, dann können die Siegel morgen schon abgenommen werden."

"Nicht doch, lieber Onkel, über die Berechtigung unserer Ansprüche soll nun auch der Richter entscheiden," antwortete Franz von Feldern in demselben Tone, "so haben wir's in der ersten Stunde ausgemacht, so muß es auch bleiben. Nichtsdestoweniger könnten die Siegel abgenommen werden, gewinnst Du den Prozeß, so zahle ich Dir die betreffenden Summen aus —"

"Nein, nein, Verehrtester, das darf ich nicht," unterbrach der alte Herr ihn rasch. "Trage ich auf Abnahme der Siegel an, so erkläre ich damit gewissermaßen, daß ich den Prozeß schon halb verloren gebe."

"Wir können ja den Antrag dadurch motivieren, daß wir erklären, die Wertpapiere sollen bei einem Bankier deponiert werden; das will ich dann besorgen, obgleich sie unter meinem eigenem Verschluss ebenso sicher aufgehoben wären."

"Das hätte vor der Anlegung der Siegel geschehen müssen," erwiderte der alte Herr kopfschüttelnd, "es ist damals übersehen worden, nun mag es auch so bleiben. In dem Sekretär sind die Papiere gut verwahrt, und überdies ist auch keine Ursache zu irgend welchen Befürchtungen vorhanden, Frau Siebel und der alte Kaspar sind ehrliche Leute, die das Haus gewissenhaft hüten. Vielleicht einigen wir uns doch noch, sei es nun in dieser oder in jener Weise, aber so lange das nicht geschieht, verzichte ich auch nicht auf mein gutes Recht. Na, was gibst's?"

Die letzten Worte waren an den Burschen gerichtet, der mit einem Briefe in der Hand hinter dem Obersten stand und sein breites Gesicht zu einem pfiffigen Grinsen verzog.

"Ein Brief, Herr Oberst!" antwortete Johann.

Der alte Herr öffnete das Couvert und schüttelte scheinbar unmutig das graue Haupt.

"Was ist da zu machen?" sagte er, seinen Neffen gedankenvoll anblickend. "Ein alter Regimentskamerad ist vor einer Stunde hier angekommen und will mit dem Zuge um Mitternacht weiterreisen. Wüßtest mich noch einmal wiederzusehen, ich kann's nicht abschlagen, hab' mit dem alten Schweden früher manche frohe und manche trübe Stunde verlebt. Na, da werde ich wohl hingehen müssen."

Er hatte sich bereits erhoben und den Brief in die Tasche gesteckt, in den Bügen Herthas spiegelte sich leise Bestürzung.

"Schon geht?" fragte sie. "Du könntest wohl noch eine Stunde bleiben, Dein Freund wird Dich entschuldigen, wenn er hört, daß Du Besuch hattest."

"Mich drängt es nun auch, ihn wiederzusehen, liebes Kind," entgegnete er, während der Bursche hinausging, um Hut und Stock seines Herrn zu holen; "Franz wird mich gewiß entschuldigen. Laß dich nur ja nicht stören, vielleicht finde ich euch noch bei meiner Rückkehr, es sollte mir sehr lieb sein."

Er reichte beiden die Hand und verließ das Zimmer, ehe Hertha Zeit fand, eine Antwort zu geben.

(Fortsetzung folgt.)



Seltene Pflanzen.

(Bilder S. 260.)

Wie jedes Volk eine Geschichte und in derselben eine Periode des Aufschwungs, des höchsten Glanzpunktes und des Niedergangs hat, so finden wir bei unseren bedeutenden Kulturpflanzen eine Geschichte ihrer natürlichen Heimat, Verbreitung, Glanzperiode, und bei Zier- und Nahrungspflanzen ihres Untergangs durch die Konkurrenz von Neuheiten. Die bedeutendste Geschichte unter den bei uns in den letzten Jahrhunderten eingeführten Zierpflanzen hat wohl die Tulpe, in den Annalen mit "Tulpenzwiesel" bezeichnet. Sie wurde im 16. Jahrhundert von Adrianopel nach dem abend-ländischen Europa gebracht und vermehrt. Es entstand eine solche Manie für diese Blume, daß man sie als Quelle einer großartigen Spekulation börsenmäßig betrieb und Geld, Güter, Haus und Hof für Tulpen bezahlt und verschrieben wurden. Nach den Stadtregistern von Almar wurden im Jahr 1637 120 Tulpenzwiesel zum Nutzen des Waisenhauses für 90,000 Gulden öffentlich verkauft. Der Zwiesel aber hatte im Jahr darauf plötzlich ein Ende, wenige wurden bereichert, aber hunderte gingen zu Grund

in Glend und wilder Verzweiflung. Wer heute noch ein fälschliches Vermögen im Besitze von einigen Zwiebeln bezieht, blüht schon morgen traurig auf die erbärmlichen, wertlosen Knollen.

Keller zeigt sich uns die Geschichte einer andern Pflanzengattung, der Kakteen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt wurden und welche wir in Wort und Bild etwas näher betrachten wollen. Als die Zone des sichern Fortkommens der Kakteen in mildem Zustande wüßten wir die wärmeren Länder des neuen Kontinents, hauptsächlich Texas, Mexiko, Brasilien, Chile u. a. annehmen. Die Kakteen sind fleischige Holzpflanzen, in ihrer Gestaltung so mannigfaltig wie keine andere Pflanzenfamilie. Bald ist ihre Gestalt eine kugelige, ein ei-, birn- oder leulenförmig gerippter Körper, bald zeigt sie sich als kerkel- oder säulenförmiger, oder als blättriger Strauch oder Baum. Die Konsistenz des Körpers ist fleischig, die ganze Masse besteht aus einem saftigen Zellgewebe, zwischen denen sich Holzfasern befinden, welche im Alter die ganze Masse in Holz verwandeln. So verschieden die Kakteen in Form und Größe, so verschieden sind sie auch in ihren Blüten, der Farbe und Größe nach. Manche Arten öffnen ihre Blumen im Sonnenschein, andere in der Nacht; bei den einen hält die Blüte nur wenige Stunden, bei anderen mehrere Tage. Die Blüten vieler Kakteen gehören zu dem Schönsten, was die Blumenwelt aufzuweisen hat; die Sprache ist so wortarm, um die Pracht einer Blume der Cereus grandif. specios. in ihrer Herrlichkeit beschreiben zu können. Ihre Farben prangen in unendlicher Mannigfaltigkeit: blendendes Weiß, Gelb, Violett, Purpur, Scharlach und Blau, auch hauchen die Blüten mancher Arten einen süßlichen, oft fast betäubenden, vanilleähnlichen Wohlgeruch aus. Die Frucht ist eine breiartige, fleischige, vielkammerige Beere von länglicher oder Kugelgestalt, in ihren Farben ebenso verschieden wie die Blüten und ist von allen Arten essbar. Die meisten Früchte haben einen sehr angenehmen, süßlich-säuerlichen Geschmack, weshalb sie in ihrem Vaterlande die Hauptnahrung der Indianer sind. Von manchen Arten werden die Früchte als Lederbüchsen gekühlt und in großen Quantitäten genossen, wie bei uns die Kartoffeln; sie sind sehr nahrhaft und so lange der Indianer in Südkalifornien eine Frucht der Cereus giganteus haben kann, genießt er nichts anderes. Sie hält sich nicht nur getrocknet, sondern auch frisch in Töpfe verpackt längere Zeit. Eine Probe, welche im Museum in Washington aufbewahrt wurde, hielt sich drei Jahre. Die Pimocidarien bereiten aus der Frucht eine Art Wein, indem sie das Fruchtfleisch mit Wasser ansetzen und gären lassen. Dies Getränk hat einen bierähnlichen Geschmack und ist sehr beruhigend. Die Früchte mancher Kakteen, welche in Italien, Spanien und Griechenland akklimatisiert wurden, sind auch dort eine sehr beliebte Speise, deren Genuß sich bei vielen bis zur Leidenschaft steigert. In wasserarmen Gegenden der mexikanischen Hochlanden sind die festsitzenden Stämme der Kakteen Tieren und Wandlern eine nie versiegende Quelle der Erfrischung. Pferde und Rinder schlagen mit ihren Füßen große Stücke aus den Stämmen und lecken den ausfließenden Saft; sie sind zahllosen Herden halbwildender Pferde und Rinder das einzige Mittel, den Durst zu stillen. In heißen Gegenden Mexikos und in Peru werden die unverweslichen Stämme zu Wädem und Hirschweilen benutzt, und in manchen dieser Länder liefern sie allein das Brennmaterial.

Vielmehr werden die fleischigen Kakteenarten zu Umzäunungen verwendet, in manchen indianischen Dörfern sind alle Wohnungen samt dem angrenzenden bebauten Feld mit Hecken solcher Arten umgeben, wozu sie sich besonders deshalb eignen, weil man die Abzweigungen nur in den Boden zu stecken braucht, wo sie sich eben so schnell entwickeln wie unsere Weidenzäunungen. Glaubhafte Männer, welche die Kakteenländer bereisten, erzählen uns Wunderdinge über die riesigen Dimensionen einzelner Arten und eine englische Zeitung berichtet, daß sich in der Sammlung des Herzogs von Bedford ein Kaktus befinde, der 714 Pfund wiege, 1 1/2 Meter Durchmesser und 2 Meter Höhe habe.

Ueber das Lebensalter der Kakteen sind nur wenige Angaben vorhanden. Einen sichern Nachweis gibt uns Deleuze von einem im Jardin du Roi zu Paris befindlichen Riesenkaktus. Derselbe kam im Jahr 1700 nach Paris und hatte damals eine Höhe von 4 Zoll; im Jahr 1817 war derselbe 23 Fuß hoch mit 7 Zoll Stammdurchmesser, bis zum Jahr 1831 hatte dies Prachtexemplar 40 Fuß Höhe und 10 Zoll Durchmesser mit dem Alter von 183 Jahren. Von da an fehlen weitere Angaben.

Kann nun auch sämtliche Kakteen für uns keine wirtschaftliche Bedeutung haben, so empfehlen sie sich sowohl als Zimmer- wie als Freilandpflanzen durch ihre anspruchslose Pflege, ihren Blütenreichtum in allen Jahreszeiten und insbesondere ihrer vielerlei wunderbaren Formen wegen.

Es ist erfreulich wahrzunehmen, daß in neuester Zeit wieder wie in den vierziger Jahren sich mehr Liebe und Verständnis für diese in letzter Zeit so vernachlässigte Pflanzenfamilie zeigt. Zum Schluß fügen wir noch eine kurze Beschreibung derjenigen Kakteen hinzu, von welchen wir Abbildungen beigegeben, welche für Liebhaber, sowohl ihres Blütenreichtums als ihrer Formen und leichten Kultur wegen, besonders empfehlenswert sind:

- 1) Seegerkaktus (Echinopsis Kyrill). Vaterland: Kaplata-Paaten. Die Pflanze wird bis 30 Centimeter hoch mit gleichem Durchmesser. Die majestätischen schneeweißen Blüten erscheinen von Mai bis Juni, deren Kelch 22-25 Centimeter Höhe und 7-8 Centimeter Durchmesser haben, 3-4 Tage geöffnet sind und einen starken, jasminähnlichen Duft ausstrahlen.
- 2) Schmalkopf-Warzenkaktus (Mamillaria chlorantha). Vaterland: Mexiko. Die grünlichweißen Blüten erscheinen im Juli und August und bedecken zu hunderten den Pflanzentopf.
- 3) Palisaden-Kaktus (Echinocactus obvallatus). Vaterland: Mexiko. Der Körper ist 7-8 Centimeter hoch. Auffallende Merkmale sind die schönen langen Stacheln, welche die Blüten wie eine Verhüllung umgeben. Die prächtigen Blüten, weiß mit schwarzroten Streifen, erscheinen im Mai und Juni.
- 4) Plattwarzenkaktus (Mamillaria applanata). Eine wunderschöne Art, im März und April rot blühend.
- 5) Fleckstachel-Kaktus (Echinocactus intertextus). Vaterland: Mexiko, auf feuchten Berggründen. Blüht im April und Mai purpurrot, auf dem dickwolligen Scheitel zusammengekrängt.
- 6) Niesenhaar-Kerkelkaktus (Pilocereus giganteus). Diese Art kommt im Norden des Gilaflusses und in Kalifornien vor. Stamm oft bis 16 Meter hoch; die prächtigen gelbgrünen Blüten in Größe der Abbildung erscheinen im Mai und Juni, sind Tag und Nacht geöffnet und haben eine mehrtägige Dauer.
- 7) Lujas-Kaktus (Echinocactus texensis). Diese schöne Pflanze wurde im botanischen Garten in Berlin aus texanischem

Samen gezogen. Die Blüten erscheinen 5 Centimeter lang im Juli und August, hellpurpurrot, mehrere Tage geöffnet.

8) Volfurden-Warzenkaktus (Mamillaria sulcolanata). In Mexiko einheimisch. Die feurigroten Blüten erscheinen reichlich, eine ausgezeichnete schöne Spezies von 8-10 Centimeter Höhe.

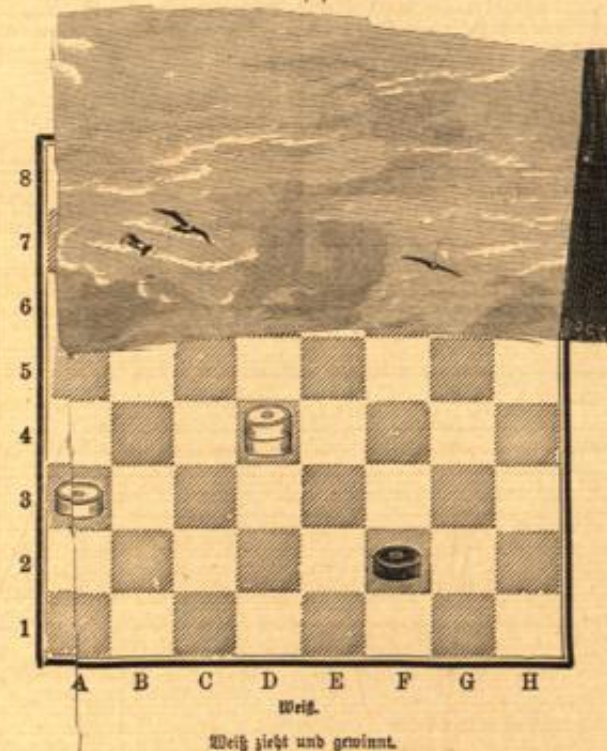
Unser gedruckter Auszug, wie auch die Illustrationen sind aus „Hörkers Handbuch der Kakteenkunde“, neu bearbeitet von Th. Kämpfer, entnommen, das jedoch im Verlag von Fr. Möller in Leipzig erschienen ist, welches wir in Rücksicht auf seine praktische Kulturanweisung und Beschreibung der interessantesten Kakteen jedem Pflanzenliebhaber aufs beste empfehlen können.

J. Berg.

Interessante Bücher.

Auf dem diesjährigen deutschen Weihnachtsmarkt im Gebiete der Kinderbilderbücher erscheint auch ein französischer Verleger, A. Quantin in Paris, dessen Produkte wohl die Aufmerksamkeit weiter Kreise verdienen, weil diese Bücher höchst geschmackvoll und mit brillanter Technik des Farbendrucks hergestellt sind, dazu eine Originalität und eine Kraft, einen Schwung der Phantasie bieten, die bei der Kindervwelt Entzücken hervorrufen müssen. Natürlich sind diese Bücher nur geeignet für Familien, wo die kleinen Kinder schon französisch sprechen lernen, eine Bourse haben, oder in Ländern wie die Schweiz, Rußland, Rumänien u. a., die als mehrsprachig zu bezeichnen sind. Solcher Bücher sind uns zugegangen: eine Serie Blumenmärchen — betitelt „Au Pays des Fleurs“. Gemalte Charakterisierungen von schönen Blumen durch Kinder, Erwachene in Arabesken, die den fein erdachten Text einschließen oder umrahmen; eine andere Reihenfolge führt die Flagge „L'oiseau bleu“, Vogelgeschichten in Märchenform; ganz kleine, billige Wertchen, trotzdem den Charakter dieses Verlags zeigend, sind humoristisch wie „Cadet Rousselle“, „Pierrot“, „Malt' Rough“, „La Mère Michel“, andere märchenartig, dazu gehören: „Roi Dagobert“, „Le Chat botté“, „Le Baron de Krack“, eigenartig ist auch das Knabenheldenbüchlein „L'Assaut de Moulin“. Ganz allerliebst ist „La Journée de Bébé“, häusliches Kinderleben, und „Les Bébé des Jardins de Paris“, Kinderleben auf der Straße und in den öffentlichen Gärten. Bücher für Abschlügen und Anfänger in der Leskunst sind gleichfalls in verlockender Ausstattung und mit geistvollen Bildern da, in Alphabet usuel und Album-Alphabet. Zum Vorlesen ist besonders das Büchlein „Cours aux tout Petits“ geeignet, und für eine höhere Altersstufe werden die „Bibliothèque de l'éducation maternelle“ von Anautin wie „Histoire de Germain“ und für die reifere Jugend sowohl wie für Erwachsene das prächtig illustrierte Werk „Les Légendes de France“ und die Uebersetzung des klassischen englischen Werkes „Vicaire de Wakefield“ Anfang finden. Letzgenanntes Buch darf als ein Muster geistreicher und im zartesten Farbendruck künstlerisch vollendeter Romanillustration bezeichnet werden. Wir haben hier auch einmal von einem derartigen großen Verlage von jenseits der Vogesen gesprochen, weil es überhaupt interessant sein dürfte, etwas von der Art und Weise der Bilderbuchproduktion der Franzosen zu erfahren, und weil es ja viele Familien gibt, welche die französische Sprache kultivieren und die mit Dank auf einen Verlag dieser Gattung sich hingewiesen sehen, der für jedes Alter, jeden Geldbeutel Häßliches und Geschmacksvolles bietet.

Damespiel.



Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 5 in Nr. 18:

- | | |
|---------------|---------------------------|
| 1) D. C3 - D2 | 1) D. A1 - B2 |
| 2) D. D2 - E1 | 2) G3 - H2 auf D. B2 - C3 |
| 3) D. E1 - D2 | 3) D. B2 - A1 |
| 4) D. D2 - C3 | |
- Würde Weiß durch 3) G1 - H2 den Stein G3 und das Spiel gewinnen.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 13 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

beginnt ein neuer Roman:

Der Mohr von Berlin.

Von Georg Horn.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Romane:

„Der Battono“ von A. v. Suttner.

„Ein Feenschloß“ von Helio v. Geyern.

„Karadi-nisa“ von F. v. Zobell.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Heften 35 Pfennig das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten sämtlich nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. Braun in Moskau. Es muß heißen Leocadia und nicht Leobadia, deshalb blieb es Ihnen unerklärlich.

Abonnent in Pardubitz. Ja. Das Aussehen, welches diese Bilder jetzt machen, ist nicht durch das künstlerische allein hervorgerufen. Das ist eine schwierige Rechtsfrage.

Frau Guttschliker G. in Oskrow. Ausgeführt von einem unfundigen Anhänger würden wir das für Tierquälerei halten. Von einem berühmten Gelehrten zu einem großen Zweck — das ist etwas ganz anderes.

Hrn. Paul Behn in Moskau. Sie würden sich wundern, wenn wir das ausführten.

Hrn. Mina S. in Braunschweig. Mit Vergnügen. Bitte nur einzulösen.

Abonnent M. A. in Sv. Ein solches Buch existiert nicht.

Hrn. G. S. in W. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen dies. Der Jahrgang 1880 unseres Journals kostet broschiert für Sie als Abonnent 3 Mark (ermäßigter Preis). Mit dem Jahrgang 1882 kann unsere Verlagsbuchhandlung dagegen nicht mehr dienen, derselbe ist gänzlich ausverkauft.

Abonnent in Warschau. Wir vermeiden gern das politische Gebiet, ebenso wie konfessionelle Streitpunkte.

Hrn. J. S. in Berlin. Wenden Sie sich an ein Annoncenbureau, das besorgt Ihnen diese Uebersetzungen. Arabisch vielleicht? Versprechen Sie sich davon Erfolg?

J. G. in München. Ob Streichzither leichter zu erlernen ist als Schlagzither, das kommt ganz auf den Schüler an.

Frau Emmy Städtin in Zürich. Wenden Sie sich an den Gewerbeverein von Furtwangen im badischen Schwarzwald.

Hrn. G. in Berlin. Wir glauben, Sie wollen einen Spaß Kohlenäure zu thun? Ausgenommen.

... in Spandau. Das ist eine misch wirt, deren Salonfähigkeit wir

Bernburg. Spirale, hier gleich ges sind Gebirgsbahnstrecken, die kufen um sich selbst drehen.

J. Eine gute Ausgabe der Tragödien Erklärung ästhetischer Art, wie Sie jüngst erschienen (Berlin, Verlag von

Chicago. In diesem Fall thun Sie der „Alln. Zeitung“ in Köln zu wenden.

Deutschen Übersetzer — zum Beispiel: F. v. Suttner, Mainz.

Wichtige Redaktionen von Redak., Kassel, Göttingen u. a. sind uns zugegangen von: Hr. Mathilde Steinschneider, Neanderthal; Marie Heise, Bremerhaven; Rosina Wihlb., 29; Marie Kaiser, Arnau; Elise Beder, Mannheim; Anna Grog, Korbach; Frieda Rebold, Leipzig; Hr. H. Keller, Prag; G. Horner, Groß-Strehlitz; R. Kalle, Breslau; G. Gordon, Ratibor; S. Luauer, Innsbruck (auch für Schwab); P. Stengel, Marienburg; J. Bauer, Ulm; G. Bernhold, Ravensburg; G. Meirian, London; G. Wenzel, Halle; K. Solch, Bern.

Hrn. D. Prohl in Breslau. Mit Dank angenommen. Das G. ist doch Original und von Ihnen verfaßt?

Metallkundiger, Glashütte. Wir raten Ihnen, sich an das Direktorium der Hermannschule in Hamburg zu wenden, nicht an die von Ihnen genannte Quelle, welche uns nicht lauter erscheint. Besten Dank!

Korrespondenz für Gesundheitspflege

R. Scheller. Vergrößerte Drüsen haben ihre Ursache in der Regel in einer Erkrankung derjenigen Gebiete, aus welchen sie ihre Nährfähigkeit beziehen. In erster Linie muß also diese Ursache beseitigt werden, wenn die Drüse kleiner werden soll; ist eine solche nicht zu finden oder ist die vergrößerte Drüse nur ein Nebenprodukt einer solchen Erkrankung, so kann man sich entweder auf die Zeit verlassen, während welcher diese Drüsen ohnehin kleiner werden, oder durch Einreibungen (Massiren) mit Jodalkohol, grüner Seife die Verkleinerung derselben beschleunigen. Am radikalsten würden sie allerdings durch Ausschneiden beseitigt, doch dürfte dies nicht in allen Fällen zu empfehlen sein.

Dr. Sch.

Anfragen.

19) Bitte um Angabe eines Pulveres für Toul.

J. B. Langensiefel.

